

Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

76590 -

12.

der's
- und Volks-Bibliothek.
gegeben von
und Dr. Friedrich Umlauf.

Albanien.

Schilderungen von Land und Leuten.

Von

Georg von Gyurkovics.



Alfred Holder, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien.

Hölder's

Geographische Jugend- und Volksbibliothek

herausgegeben von

Dr. phil. von Helmut und Fr. Friedrich Hölder.

Verlags-Verzeichnis

1. Die nordamerikanischen Staaten. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte und 1 Atlas. Preis 41 S. — 1 B. 18 97.
 2. Amerika. Geschichte. Von Carl Wenzel von Schönböck. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 3. Die Inseln des Ozeans. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 4. Das Meer. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Illustration. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 5. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 6. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 7. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 8. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 9. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 10. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 11. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
 12. Die Weltkarte. Von Dr. Ernst Zittel. Mit 1 Karte. Preis 26 S. — 1 B. 18 97.
- Das Verlags-Verzeichnis ist in der Druckerei des Verlags erschienen und kann bei jeder Bestellung zugesandt werden.

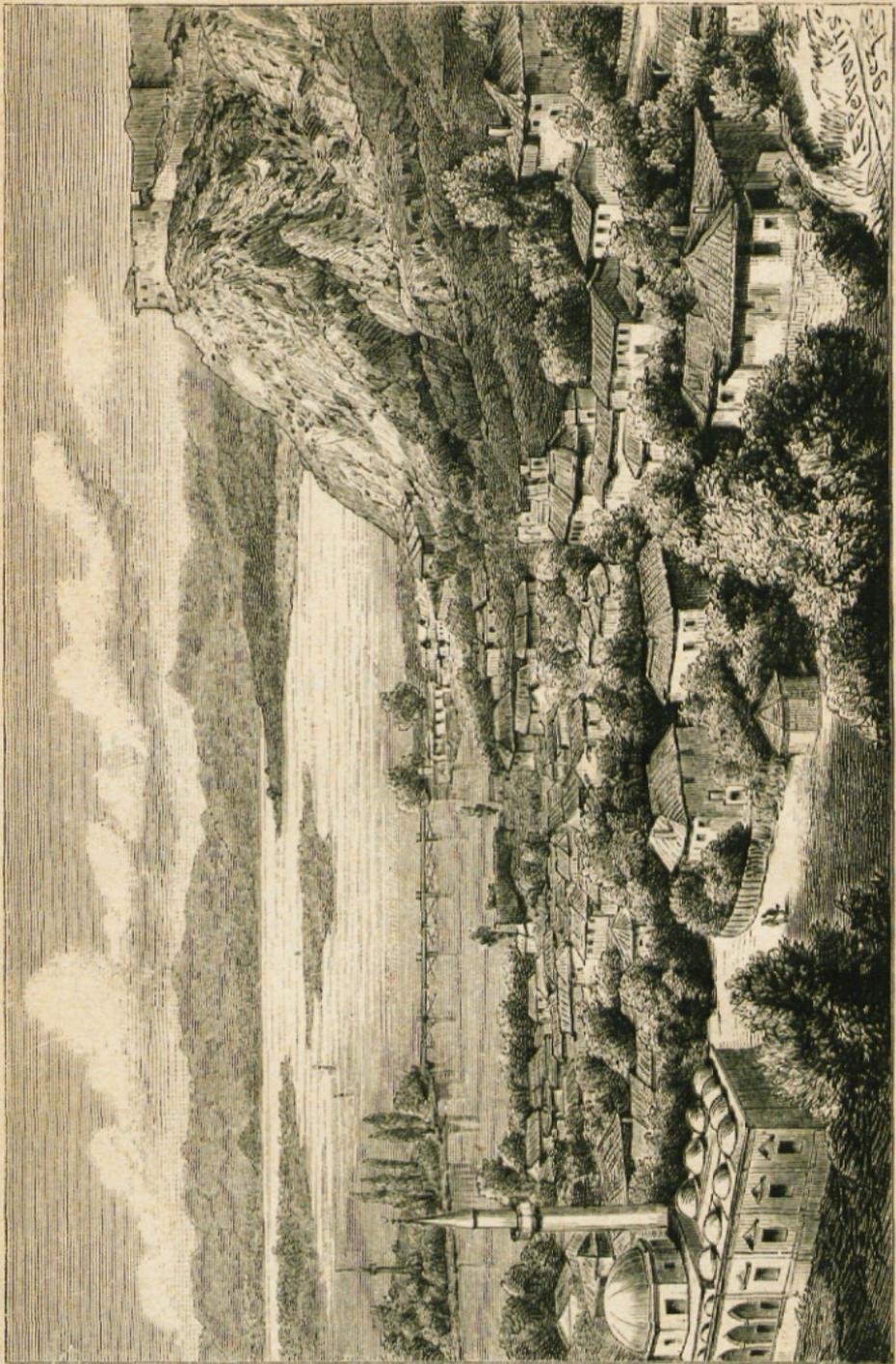
Die Verlags-Verzeichnisse

Alfred Hölder,

Verlag des Verlags-Verzeichnisses.



GOVERNMENT OF INDIA
MINISTRY OF DEFENSE
NEW DELHI



Scutari.

e
40 12

Albanien. *JN 2088*

Schilderungen

von

Land und Leuten.

DIJAŠKA KNJIŽNICA
Kr. državna realka
= LJUBLJANA =

Georg v. Gjurković. *84/10*

Mit drei Illustrationen.

Wien, 1881.

Alfred Hölder,

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Rothenthurmstraße 15.

+76590

76590 -

Alle Rechte vorbehalten.



FZC 322/1958

1. Zur allgemeinen Orientierung.

Albanien gehört ohne Zweifel zu den unbekanntesten Gebieten unseres Welttheiles. Die Wissenschaft weiß über die entferntesten, in anderen Continenten gelegenen Länder und Völker weit besseren Bescheid, als über die Albanesen, welche im Südwesten der Balkanhalbinsel, an der Ostküste der Adria und umringt von Serben, Bulgaren und Griechen, seit drei Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich lenken.

Seit mehr als zweitausend Jahren lebt das albanesische Volk, hingestellt wie ein erraticus Block zwischen weit jüngere Nationen, als eine zähe und wilde Rasse, die von der Völkerwanderung, wie von jedem anderen weltbewegenden Ereignisse bis auf den heutigen Tag unberührt oder doch unbewegt geblieben ist. Die Ethnographie hat noch immer über die Abstammung der Albanesen nichts endgiltig festzustellen vermocht und die Geschichte berichtet von ihnen nur ab und zu, nur nach langen, oft Jahrhunderte langen Unterbrechungen. Die christliche Religion, welche sonst die barbarischsten Völker der Erde bezähmt hat, ist an diesen Nachkommen der Pelasger

ziemlich spurlos vorübergegangen, und es gibt auch heute nur Krieger, Hirten und Räuber, nur albanesische Waffen, aber kein einziges albanesisches — Buch unter ihnen. Wenn im Laufe der Jahrhunderte wildes Schlachtengetümmel weithin über die Balkanhalbinsel erdröhnte, dann wurden die Arnauten immer als die wildesten und habgierigsten Krieger genannt, aber kein Chronist des Orients weiß zu melden, daß jemals ein Albanese irgend etwas für die Cultur seines oder eines anderen Volkes gethan hätte. Die Arnauten wurden schon wiederholt die Tischerfessen Europas genannt, aber doch nur im hinkenden Vergleiche, denn das albanesische Volk ist ob seines Alters und seiner Eigenthümlichkeiten keinem anderen ähnlich und wäre schon aus diesem Grunde des eingehendsten Studiums der Historiker, Juristen und Völkerpsychologen wert.

Von dem Tode Skanderbeg's (1567), des albanesischen Nationalhelden, bis zum 19. Jahrhundert war von den Albanesen in Europa nur selten die Rede und sie benützten diese Zeiten vornehmlich dazu, um die benachbarten Serben gegen Norden, die Bulgaren gegen Osten, die Griechen immer mehr gegen Süden zu drängen. Erst Ali Pascha von Tepeleni, dann der griechische Freiheitskampf und endlich in unseren Tagen die Agitationen der vielgenannten „Liga“ haben die Albanesen dem europäischen Gesichtskreis wieder näher gerückt, als ein schwerlenkames Mittel der treulosen türkischen Staatspolitik, als das culturfeindlichste Element der polyglotten Balkanhalbinsel.

Es gibt zahlreiche Gebiete in Albanien, wo noch kein europäischer Forscher der letzten Jahrhunderte seinen Fuß

hingesezt hat. Ich selbst habe während meiner Reisen in Albanien in den Jahren 1869 und 1873 — so z. B. in den Gebieten zu beiden Seiten des Drin — Wege eingeschlagen, die noch kein Europäer jemals betreten hatte. Unter solchen Umständen eine vollständige Schilderung des unbekanntes Landes zu geben, muß ich späteren Forschern überlassen. In den folgenden Skizzen soll nur durch anschauliche Darstellungen ein beiläufiges Bild von Land und Leuten von da und dort aus Albanien gegeben werden, damit, wer Lust und Zeit zu geographischen Forschungen hat, Grundlage und Anregung zu weiterer, wahrhaft dankbarer Arbeit empfangt. Ich werde daher weder mit ungenauen geographischen, noch mit zweifelhaften historischen Daten die folgenden Blätter füllen; wenn der Leser nach der Lectüre dieses Buches sagen kann: „Jetzt habe ich eine ungefähre Vorstellung von Land und Leuten in Albanien“ — dann habe ich meinen Zweck vollkommen erreicht.

Albanien ist mehr ein nationaler, als ein politischer oder historischer Begriff. Es gibt Albanesen, aber es gibt keine homogene continuierliche albanesische Geschichte, weil es niemals einen einheitlichen albanesischen Staat oder eine solche Provinz gegeben hat. Es gibt nur ein albanesisches Volk, das mit etwa 1,400.000 Seelen ein gewisses Territorium im Süden unseres Continents bewohnt. In der heutigen europäischen Türkei leben ungefähr 1,010.000 Albanesen auf einer Fläche von 40.000 Quadrat-Kilometern, deren Umfang durch die Städte Antivari, Sjeniza, Prjepolje, Branja, Skoplje, Monastir, Kastoria, Argyrokaströ, Urta und den adriatischen Küstensaum eingerahmt wird. Auch außerhalb der Türkei wohnen

Albanesen, und zwar an 200.000 Seelen in Griechenland und 90.000 in Süditalien.

Die Geschichte kennt, wie schon gesagt, Albanien nie als ein politisches Ganzes. Das Land zerfiel allezeit in verschiedene, für sich bestehende Theile, sei es nun, dass es von unabhängigen Stämmen bewohnt wurde, wie zu den Zeiten, wo es in die Geschichte eintritt, oder dass es größeren Ganzen, wie dem römischen, byzantinischen, bulgarischen, serbischen oder türkischen Reiche angehörte. Im Alterthum entbehrte das Land sogar eines gemeinschaftlichen Namens, denn es zerfiel damals in zwei Theile; der Norden wurde von den Illyriern bewohnt, den Süden aber, das sogenannte Pinusland, begriffen die Griechen unter dem Namen Epirus. Des letzteren Seegrenze reichte von der nordöstlichen Spitze Akroerauniens bis zum nordöstlichen Winkel des Ambrakischen Busens, wo die Grenzen von Hellas begannen. Bei der Nordspitze Akroerauniens aber, das heißt da, wo die Küstenebenen beginnen, fieng schon das Land der Illyrier an und reichte weit über die nördlichen Grenzen des heutigen Albaniens hinaus.

Auch der Eintheilung, welche die Römer diesen Ländern gaben, scheint im wesentlichen die eben aufgestellte natürliche Gliederung zugrunde zu liegen. Zu des Ptolomäus Zeiten gehörte der nördliche Theil zur Provinz Illyrien oder specieller zu Dalmatien; die flache Küste und ihre Hinterländer gehörten zu Macedonien und die Grenze zwischen dieser Provinz und Epirus scheint mit der Scheidegrenze der flachen und gebirgigen Küste zusammen zu fallen.

Wenden wir uns von dem Lande dem Volke zu.

Die albanesische Rasse zerfällt in zwei Hauptstämme, den toskischen, welcher mit Einschluss des Gebietes von Berat Süd-Albanien — und den gegischen, welcher Mittel- und Nord-Albanien bewohnt. Die Dialecte, welche diese Stämme sprechen, weichen etwa in dem Grade wie Süd- und Plattdeutsch von einander ab, das heißt: Tosken und Gegen verstehen einander nur höchst nothdürftig, und es gehört für beide Theile einige Zeit dazu, sich in die Sprechweise des anderen Stammes zu finden.

Die Sprachgrenze beider Dialecte ist sehr schwer genau zu ermitteln, doch dürfte sie nicht viel von der Linie des Flusses Schkumbi abweichen. Dass diese Sprachgrenze eine uralte und dass die neueren Namen toskisch und gegisch ziemlich gleichbedeutend mit epirotisch und illyrisch seien, das machen schon Angaben des alten Geographen Strabo sehr wahrscheinlich.

Zwischen Tosken und Gegen herrscht eine gegenseitige, traditionell überkommene Abneigung, welche namentlich in den türkischen Feldlagern, wenn beide Stämme vertreten sind, häufig zu Neckereien und Händeln Anlass gibt. Sie fechten so gerne gegen einander, daß die Pforte bei Unruhen in der einen Hälfte des Landes sich der in der anderen Hälfte geworbenen Söldner stets mit Erfolg bediente.

Einen weiteren Gegensatz zwischen Nord und Süd bildet die Verschiedenheit der Confessionen, zu welchen sich das christliche Bevölkerungselement beider Hälften bekennt. Dagegen scheint der Unterschied in der Tracht weniger scharf in die Augen springend, denn der Fes ist

allgemeine Kopfbedeckung, die „Justanella“ wird auch im Norden, wengleich weniger häufig, getragen, und die weiten Hosen von Tuch oder weißem Wollenzeug sind auch im Süden nicht unbekannt. Die Schifferhose von blauem Baumwollzeug findet sich im ganzen Lande — nicht nur als Tracht der niederen städtischen Rajah, sondern auch einzelner türkischer Landstriche, zum Beispiel in Kurweljesch sogar als Frauentracht. Ebenso allgemein ist der Schiffermantel (capota) von brauner Wolle, mit schwarzen Ziegenhaaren vermischt. Nur die „Flokate“ wird ausschließlich in der Toskerei, dort aber von Jung und Alt, Arm und Reich, Sommers und Winters getragen. Das ist eine Art Überrock von weißem Wollenzeuge und ohne Kragen und Ärmel, welcher Brust und Leib unbedeckt läßt, also nur den Rücken und die Weichen schützt. Die Flokate ist unverkennbar eine Nachbildung des Schafpelzes. Sie hat auf der einen Seite eine Masse weißer Wollfäden und darunter sogar ein Paar rothe eingenäht, welche das Blies und die daran haftenden Blutspuren darstellen sollen. Am oberen Theile der Armlöcher sind ein Paar Dreiecke eingenäht, deren Spitzen bis zur Hälfte des Oberarmes herabreichen und das Fell der beiden Vorderfüße des Blieses andeuten. Eine elegante Flokate muß bis zum Gürtel an die Taille schließen, von da an aber gleich der Justanella in weiten Falten auseinandergehen, und ist, wenn gut geschnitten, ungemein kleidsam.

Der bisher geschilderte Gegensatz zwischen Tosken und Gegen zieht sich auch durch die gesammte Geschichte Albaniens hindurch. Zur Zeit der Völkerwanderung — um nicht von früheren Perioden zu sprechen — haben in

Nordalbanien 130 Jahre lang die Gothen, in Südalbanien dagegen die finnischen Bulgaren gehaust. Dann folgte im Norden die serbische Einwanderung, im Süden jene der mittlerweile slavisch gewordenen Bulgaren. Das westbulgarische Reich, im Gegensatze zu Donaubulgarien, nahm 870 das Christenthum an, wählte Ochrida zum Königssitz, dehnte sich bis an die Adria aus und reichte bis ans Land der Wlarden, wie die Sage von der Entstehung dieses Stammes beweist. 1042 gieng Westbulgarien infolge eines Einfalles der Serben zugrunde und wurde alsbald eine byzantinische Provinz. 1081 fiel Südalbanien den Normanen unter Robert Guiscard und Boemund zum Opfer, wurde aber 1109 unter dem Namen eines Despotats von Epirus wieder eine byzantinische Provinz.

Nordalbanien war während der zuletzt skizzirten Periode immer eine Provinz des serbischen Reiches gewesen; eine kurze Zeit gehörte sogar Epirus zum Reiche des serbischen Kaisers Duschan. Erst nach dessen Tode sprang auch Nordalbanien unter der Schupanen-Familie Balscha 1368 vom serbischen Reiche ab, umsomehr, als die Nordalbanesen schon 1260 den katholischen Glauben angenommen hatten. 1385 huldigte der Despot Esau von Epirus und 1383 der Schupan Georg Balscha nach der unglücklichen Schlacht bei Berat Sultan Murad I. Nach einem kurzen und territorial beschränkten Scheininterregnum der Venezianer wurden Nord- und Südalbanien um 1448 und 1449 endgiltig zu türkischen Paschaliks mit den Regierungssitzen in Scutari und Janina.

Unter der kurzen Glanzperiode des nordalbanesischen Nationalhelden Skanderbeg blieb die Zweitheilung Albaniens

aufrecht, denn zur selben Zeit herrschte Arianites Thopia über den Epirus und der Fluß Wojsa bildete die Grenze beider Gebiete. Nach dem Tode Skanderbeg's wurde Albanien wieder eine türkische Doppelprovinz. Als Ali Pascha von Tepeleni in unserem Jahrhundert die Fahne eines nationalen Despoten erhob, stand ihm in Scutari, allerdings als schwächliche Nebenfigur, Mustafa Pascha entgegen und so hält auch bis auf den heutigen Tag der Dualismus in Albanien in nationaler, geographischer, politischer, wie historischer Hinsicht vollkommen an.

Der albanesische Volksstamm ist weder auf das eigentliche Albanien beschränkt, noch füllt er dasselbe vollständig aus, denn ein bedeutender Theil des Volkes wohnt außerhalb des Stammlandes und viele Gegenden von Albanien, namentlich Grenzstriche, werden von Nichtalbanesen bewohnt. Am weitesten hat der Albanese die Grenzen seines Landes bei der Ebene überschritten, welche im nordöstlichen Winkel des Landes den Schlab von dem Schar-Gebirge trennt, denn hier bewohnt er nicht nur die beiden Seiten des Schar, sondern er füllt fast den ganzen Westen des südwestlichen Serbiens aus. Er reicht aber auch hie und da über den Kamm seiner nördlichen Grenzgebirge hinaus. So finden sich z. B. in den Bezirken von Kolaschin an der Tara, von Gusinje und Plawa, an den Ufern des oberen Ibar bei Koschaj, ferner in den Districten von Suhodol albanesische Colonien zwischen der slavischen Bevölkerung eingestreut. Albanesen wohnen überhaupt in dem ganzen südlichen Theile des Sandschaks von Nowi-Basar.

Auch in unserem Vaterlande Oesterreich zählen wir drei albanesische Colonien. Die eine bewohnt in Syrmien

an der Save die bei Mitrowitz gelegenen Dörfer Nin-
 kinze und Herkowze. Diese Colonisten gehören zu dem
 Stamme der Klementi, bei welchem sich sogar heute noch
 die Kunde dieser Auswanderung erhalten hat. Diese er-
 folgte in Gemeinschaft mit 40.000 serbischen Familien
 im Jahre 1739 unter der Führung des Patriarchen
 Arsenius IV. Die zweite Albanesen-Colonie in Oesterreich
 bewohnt Crizzo, eine Vorstadt von Zara in Dalmatien,
 und zählt gegenwärtig 1000 Seelen. Sie wurde von
 27 albanesischen Familien gegründet, welche sich vor den
 Verfolgungen des Mahmud Begowitsch zuerst nach Perasto
 in den Bocche di Cattaro geflüchtet hatten und 1726 dann
 nach Zara übersiedelten. Die dritte Colonie, aus 300
 Seelen bestehend, lebt auf der Halbinsel Istrien, 1½ Stunden
 nordwestlich von Pola und bildet das Dorf Peroj (alba-
 nesisch das Thal). Von dieser Colonie ist nur so viel
 bekannt, daß die Republik Venedig vermöge eines Docu-
 mentes vom 26. November 1657 zehn albanischen Familien,
 welche zusammen 77 Seelen zählten und unter der Führung
 des Miko Drajkowitsch dem türkischen Joche entflohen
 waren, das Territorium von Peroj verlieh. Die Perojer
 haben die albanesische Tracht und Sprache erhalten und
 bekennen sich zur griechischen Kirche.

Größere albanesische Colonien finden sich im König-
 reiche Neapel. Die ersten Albanesen, etwa 500 an der
 Zahl, kamen zu Zeiten Ferdinands I. von Neapel dahin,
 um die Lehen einzubeheben, welche derselbe an Georg
 Kastriota (Skanderbeg) zur Belohnung der Hilfe verlieh,
 die ihm dieser bei der Unterdrückung der großen Empörung
 der italienischen Barone geleistet hatte. Es waren dies

das Herzogthum von Farrandina und die Markgrafschaft Tripalda. Im Jahre 1467 setzte der Sohn Skanderbeg's mit großem Gefolge nach Italien über und erhielt wegen der Verdienste seines Vaters von Ferdinand I. gleichfalls Ländereien und Privilegien. Der von den neapolitanischen Königen allen vor den Türken fliehenden Albanesen andauernd gewährte Schutz zog noch viele albanesische und griechische Flüchtlinge nach dem südlichen Italien. Eine kleinere Colonie befindet sich in der Mitte der Insel Sicilien, wo die vier Dörfer Contessa, Mezzojuso, Pallazzo Adriano, Piana de Greci nach und nach von den albanesischen Einwanderern gegründet wurden. Ein Theil dieser albanesischen Colonisten hat sich im Laufe der Zeit italianisirt; diejenigen, welche der Sprache, Kleidung und Sitte ihres Stammlandes bis heute treu geblieben sind, werden auf 90 000 Seelen geschätzt.

Die bedeutendsten albanesischen Colonien befinden sich jedoch in dem griechischen Königreiche. Mit Ausnahme von Ätolien und Akarnanien, Lakonien und Messenien leben die Albanesen in allen Provinzen des griechischen Festlandes wie des Peloponnes. Die Albanesen bilden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in Böotien, Attika, Megara und Argolis. Die Inseln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis sind ausschließlich von Albanesen bewohnt. Sie haben endlich fast das ganze südliche Euböa und den nördlichen Theil der Insel Andros inne. Genaue Angaben über ihre Anzahl fehlen bisher, so viel mir bekannt ist. Nach beiläufigen Schätzungen möchten nahezu an 200.000 Albanesen in Griechenland wohnen und dieselben

also einen Fünfttheil der Gesamtbevölkerung ausmachen. Sie bekennen sich sämmtlich zur griechischen Kirche. Die Zeit ihrer Einwanderung fällt in das 14. und 15. Jahrhundert.

Was die Vertheilung der Confessionen unter der albanesischen Bevölkerung betrifft, so lassen sich darüber nur sehr approximative Schätzungen angeben. Die 200.000 in Griechenland lebenden Albanesen gehören dem griechisch-orthodoxen, die 90.000 in Süditalien dem katholischen Glauben an. Von den 1,010.000 Albanesen, welche in der heutigen Türkei wohnen, dürften 800.000 Mohamedaner, 120.000 Katholiken und 90.000 Griechisch-Orthodoxe sein. Die richtigste dieser Ziffern dürfte jene über die Katholiken sein, weil sie auf ziemlich verlässlichen Angaben der Geistlichkeit beruht, während von den beiden anderen Confessionen nur sehr beiläufige Schätzungen vorliegen.

Es ist selbstverständlich, daß alle Albanesen in vor-osmanischer Zeit Christen waren, und zwar der Constantinopler Kirche angehörten. Der Katholicismus fand im 13. Jahrhundert bei den Gegnen Verbreitung, während die Tosken bei der griechischen Kirche verblieben. Nach der osmanischen Invasion fand der Islam überall Eingang, doch wechselten die Albanesen ihren Glauben mit jener Langsamkeit und Zähigkeit, welche überhaupt dieses Volk charakterisieren. Der türkische Albanese weiß sehr genau, daß seine Voreltern Christen waren; er vermag in vielen Fällen die Zeit der Conversion sogar nach Geschlechtern zu bestimmen, denn die Bekehrungen fanden so massenweise statt und der Beweggrund war immer

der, daß sich der Convertite dem Drucke osmanischer Begs oder mohamedanischer Nachbarn zu entziehen und das Erbe seiner Väter zu erhalten suchte.

Daher kommt es, daß der Islam, soweit die albanesische Sprache erklingt, verbreitet ist, doch tritt er nirgends in compacten Massen auf, die frei von allen christlichen Elementen wären. Nur sehr wenige größere Landstriche sind ausschließlich von Mohamedanern bevölkert; zu dieser Ausnahme gehört die Landschaft Kurweljesch, das Thal des oberen Arsen mit den dazu gehörigen Gebirgen und endlich die Landschaft Matija. Dagegen gibt es mehrere ausschließlich von Christen bewohnte Landschaften. Man kann zu denselben das ganze griechische Sprachterritorium Südalbaniens rechnen, denn dort bekennt sich die ganze Landbevölkerung zur griechischen Kirche. Es finden sich nur in den Hauptorten Janina, Arta und Prevesa Mohamedaner, welche sich um einige begüterte, aber sehr verschuldete Geschlechter gruppieren. In Südalbanien ist der Küstenstrich Chimara ausschließlich von griechisch gläubigen Albanesen bewohnt, die sich früher einer durch großherrliche Ferman's verbrieften Unabhängigkeit von den türkischen Behörden erfreuten und nur zur Heeresfolge verpflichtet waren. Dasselbe gilt auch von den Bergstrichen des berühmten Suli, deren Bewohner bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ganz in demselben Verhältnisse, wie die Montenegriner noch vor wenigen Jahrzehnten zur Türkei standen.

Im Norden Albaniens lebt der katholische Kriegerstamm der Mirditen, frei von jeder mohamedanischen Beimischung, weil jedes seiner Mitglieder, welches zum

Islam übertritt, nach altem Herkommen die Landschaft verlassen muß. Im Paschalik von Scutari endlich ist Pulati, der östlichste Hochgebirgsdistrict, ausschließlich von katholischen Albanesen bewohnt. Das wären ungefähr die rein christlichen Bezirke.

Eine bemerkenswerte Erscheinung bilden die in der Landschaft Schipat bei Berat wohnenden heimlichen Christen. Schipat wird von einem streitbaren Völkchen bewohnt, das nur selten einem Türken den Eintritt in seine Dörfer gestattet. In seinen Kirchen und Kapellen findet regelmäßig der Gottesdienst statt, der von einem in Berat wohnenden griechischen Priester besorgt wird. Um jedoch der Kopfsteuer und anderen Bedrückungen zu entgehen, haben die Schipater seit unvordenklichen Zeiten türkische Namen angenommen und galten noch bis in die letzte Zeit bei den türkischen Behörden für Mohamedaner. In Mittelalbanien und im Paschalik von Scutari gibt es wohl keine geheimen Christen; dagegen finden sich in dem Paschalik von Prisren, im Bezirk von Gilan, nicht weniger als 14.000 Kryptokatholiken.

Im südlichen Albanien und den angrenzenden Theilen des mittleren gibt es nirgends Katholiken. Dagegen ist in den nördlichen Theilen von Mittelalbanien und dem Paschalik von Scutari das christliche Element der Bevölkerung katholisch. Im östlichen Theile Nordalbaniens, im heutigen Vilajet Kosowo, theilt sich dagegen die katholische Kirche mit der griechischen Kirche, und zwar kommen auf 15.500 Katholiken etwa 1500 Griechisch-Orthodoxe.

Der katholische Clerus des nördlichen Albanien steht gleich dem des ganzen Orients „in partibus infidelium“

unter der Leitung der „sacra congregatio de propaganda fide“, auf deren Vorschlag die albanesischen Bischöfe von dem Papste ernannt werden. Die „albanische Provinz“ zerfällt in sieben Diöcesen; es sind dies die Erzbisthümer von Antiwari, Durazzo und Skoplje, dessen Residenz aber bereits seit Jahrhunderten nach Prizren verlegt wurde; endlich die Bisthümer Scutari, Alessio, Sapa und Pulati. Diese Bisthümer stehen zu den Erzbisthümern in keinerlei hierarchischen Unterordnungen, sondern verkehren gleich diesen direct mit Rom. Die Zahl der Pfarren in allen diesen Bisthümern dürfte 110 betragen. Die Wohnungen der Bischöfe sind nach Landesbegriffen sehr anständige Gebäude und die äußere Erscheinung der Prälaten ihrer Würde entsprechend. Was die übrigen Geistlichen und Landpfarrer betrifft, so muß man gestehen, daß sich der katholische Clerus in Albanien in vortheilhafter Weise durch größere Intelligenz, wie selbst im Außern durch Anstand und Sauberkeit vor dem aller anderen christlichen Kirchen auszeichnet. Die Kirchen sind zwar niedrig und klein und in ihrem Inneren höchst ärmlich; doch werden sie sauber gehalten und von den Pfarrkindern sehr fleißig besucht.

2. Scutari und Umgebung

Wer Albanien von Norden aus bereisen will, wird wohl am besten thun, bei Antiwari das Land zu betreten. Antiwari, heute eine montenegrinische Stadt, gehörte noch vor drei Jahren zu Albanien, und ist, abgesehen von

seinem sehr mittelmäßigen Hafen, als montenegrinisches Litorale von besonderer Bedeutung. Da ich eine eingehende Schilderung Antivaris und seiner Umgebung in meinem „Bosnien und seine Nebenländer“ gegeben habe, so darf ich wohl auf jene Stelle verweisen.

Von Antivari führt ostwärts der Weg nach der Hauptstadt Oberalbaniens, nach Scutari. Nach der commerciellen Bedeutung dieser beiden Städte sollte man meinen, daß der Weg nach Scutari ein ziemlich guter sei und doch gehört er zu den elendesten Saumwegen, die man in der Türkei finden kann. Er wird nur durch den nicht minder wichtigen Weg von Scutari nach Prisren, der doch auch eine praktikable Handelsstraße sein sollte, in der Lebensgefährlichkeit für Ross und Reiter überboten. Nichts macht auf den östlich Antivari das türkische Reich betretenden Europäer einen so ungünstigen Eindruck, als eben dieser Weg nach Scutari, zu dessen Überwindung man nicht weniger als neun Stunden braucht. Rechts und links nur kahle Karsttrümmer und Felsen, ab und zu in der Tiefe ein Dörfchen, mit seinen trichterförmigen schwach bebauten Karstlöchern. Im armseligen Han von Katarfol hält man gewöhnlich Mittagsrast, um, drei Meilen von „Europa“ entfernt, nichts als schwarzen Kaffee, Eisternwasser und Schafkäse zu erhalten. Schon drei Meilen von „Europa“ entfernt, nichts als wilde Menschen und eine öde, verwahrloste Natur!

Nach einer kleinen Tagereise gelangt man nach Scutari, der Hauptstadt Albaniens, welche mit ihren 30.000 Einwohnern auch die größte Stadt dieser Provinz ist. Sie liegt fast ganz am östlichen Ufer der Bojana,

welche eine Viertelstunde nördlich der Stadt den aalreichen Scutarisee verläßt. Über die Bojana führt eine etwa dreihundert Schritt lange hölzerne Brücke, an deren Ende die Vorstadt Tabaki liegt. Am südlichen Ende der Stadt erhebt sich der Felsenkegel Rasofa, auf dessen Platte die Venezianer zur Zeit ihrer Herrschaft eine Citadelle hingebaut haben. Nur von Nordosten aus führt ein Weg aus der Stadt hinauf, der von allen Fremden benützt wird, um die selten schöne Rundsicht dieser albanesischen Akropolis zu genießen . . . Gegen Norden der große See mit seiner Wasserfläche von 200 Quadratkilom., eingerahmt von den steilen Abhängen des Tarabosch, Rumija und Arwan; weit im Norden die montenegrinischen Grenzgebirge bei Podgoriza und Spusch; näher der Stadt zu die fruchtbare, aber an vielen Stellen nur von hohen Farren- und Unkraut bewachsene Thalebene. Im Nordosten die Schneekämme des an 3000 Meter reichenden Prokleta-gebirges mit seinen zahlreichen, halb unabhängigen, katholischen Gebirgsstämmen. Im Vordergrunde, zu den Füßen des Beschauers, die schleichende Bojana, dann das lebendige Bazarviertel und von diesem abgetrennt, etwas weiter gegen Osten, der Haupttheil der Stadt mit seinen großen Gärten, über deren Laubwerk eine in Blei gedeckte Moschee, zahllose Minarete und rothe Hausdächer mit runden Ziegeln emporragen. Weiter gegen Osten, zwei Stunden von der Stadt, die lange, romantische Felschlucht, welche der Drin durchbrochen hat, um sich einen Weg nach dem Meere zu bahnen. Heute strömt er der Bojana zu, während er vor zwölf Jahren, als ich das erstemal in Scutari gewesen, nach dem Austritte aus dem

himmelhohen Felsendefilé, seinen Lauf gegen Süden richtend, bei Lesch in das Meer mündete. Der alte Lauf, in dem früher kleine Segler einliefen, ist in den letzten Jahren ganz seicht geworden und, den ärmlichen Sparren und Wasserbauten der kaiserlich ottomanischen Ingenieure zum Trotz, gräbt sich der Drin heute sein neues Bett, die Jahrtausende alten Ufer verlassend. Endlich im Südosten von Scutari erblickt man die schön geschwungenen Linien der Mirditengebirge und im Süden die von niedrigen Parallelzügen unterbrochene Ebene des Drin und der Bojana als Abschluß des schönen und mannigfaltigen Rundblickes.

Das heutige Scutari steht noch an Stelle des alten, das zuerst Livius erwähnt, als die Römer im Jahre 170 vor Christi das Land eroberten und den illyrischen König Gentius vertrieben. Später fiel Scutari an das oströmische Reich, nach der Völkerwanderung unter die Herrschaft der Serben und nach dem Erlöschen des serbischen Königsstammes im Jahre 1368 an die Schupanenfamilie Balscha. Der letzte Sprößling dieser Familie verpfändete Scutari an die Venezianer, und als er die Auslösung versäumte, gelangte 1440 die Stadt unter venezianische Herrschaft. Im Jahre 1474 erschien Großvezier Soliman und vier Jahre später Sultan Mohamed II. vor der Stadt, welche zuerst Lorendano und dann Sonima elf Monate lang erfolgreich vertheidigten. Scutari wurde nicht erstürmt, sondern fiel erst nach dem zwischen Venedig und der Pforte abgeschlossenen Friedensvertrage im Jahre 1479, also vor etwa vierhundert Jahren, endgiltig in türkische Hände.

Heute ist Scutari eine große türkische Stadt wie irgend eine andere. Sie enthält nicht viel Auffallendes oder Interessantes und ist eben nur hundertmal so groß, als ein türkisches Dorf, das 300 Einwohner zählt. In den türkischen Ortschaften findet man nämlich keine qualitativen, sondern nur quantitative Unterschiede, und das gilt von Stambul, wie von dem kleinsten Marktflecken im Gebirge. Das Minaret mit dem blinkenden Blechdach, der heimliche Bazar mit seinen veralteten Waren, die verfallenden Lehm- oder Holzhütten mit den rothen Dächern aus Rundziegeln, die winkeligen, unreinen Gäßchen mit dem halbsbrecherischen Pflaster — dies alles findet man in Antiwari, in Scutari wie in Stambul oder irgend einem Dorfe, das der immer mehr erbleichende Halbmond bescheint.

Scutari, das slavisch Skadar, albanesisch Schkodra und türkisch Iskenderje heißt, ist zu drei Vierttheilen von mohamedanischen Albanesen bewohnt. Für den Fremden war es auch in friedlichen Zeiten insoferne stets interessant, als die durch Montenegro in Athen gehaltene diplomatische Action immer eine Bewegung unter die Consulatskreise brachte, in denen zumeist der österreichische oder der russische Generalconsul etwas zu schlichten und zu ordnen hatten. Bald gab es montenegrinische Grenzstreitigkeiten um Vieh, Weide oder Blutfehde, bald richteten katholische oder griechische Geistliche irgend eine von unsichtbaren Händen geleitete Verwirrung an, dann boten wieder die Seltsamkeiten und Ungehörigkeiten irgend eines neuen Paschas Gelegenheit zur Medisance und diplomatischen Beschwerdeführung — kurz, man langweilt sich als

Europäer in Scutari durchaus nicht, ebensowenig wie in dem vielverleumdeten Pera.

Wenige Stunden außerhalb der Stadt, in den unzugänglichen Hochgebirgsthälern der Stämme sieht es allerdings viel urwüchziger und origineller aus. Dort, im Nordosten wie im Südosten von Scutari, ist noch wahrhaft nationales Wesen zu finden und man könnte sagen in einer uralten, im gewissen Sinne sogar in einer prähistorischen Form, sowohl was das sociale, wie das politische Leben betrifft. Die politische Gliederung der in diesen Gebirgen zwischen den Flüssen Lim und dem Schkumbi wohnenden Albanesen erfolgt nach ziemlich streng von einander abgetheilten Stämmen, in denen das Gefühl localheimatlicher Zusammengehörigkeit ungemein entwickelt ist und weit stärker zu sein pflegt als der religiöse Fanatismus. Es hat sich oft genug gezeigt, daß in den confessionell gemischten Stammgebieten Christen und Mohamedaner sich immer wieder einigten, wenn es galt einen auswärtigen Feind abzuwehren.

Die südlichsten Stämme der Nordalbanesen (Gegen) sind die „Matija“ und „Dibra“; der erstere östlich von Durazzo und Tirana, der letztere nördlich von Elbassan. Beide Stämme bekennen sich zum Islam und sind so wild und räuberisch, wie irgend ein Stamm in Nordalbanien. Ich erinnere mich heute noch sehr lebhaft der Angst des Kajmakams von Tirana, als ich ihm mittheilte, daß ich durch das Gebiet der Matija nach Dibra zu reisen gedenke. Er bat mich mit aufgehobenen Händen und ängstlichster Liebenswürdigkeit, daß ich dieses 53.000 Seelen zählende, heute ganz verödete Gebiet — wo Skanderbeg viel gewandelt und

gesiegt hat — nicht besuchen, sondern lieber über Elbassan den Weg nach Dibra nehmen möge. Der Stamm der Dibra zu beiden Seiten des Drin und nördlich von Elbassan ist der größte unter allen gegischen Stämmen; er zählt an 106.000 Seelen und lebt in den beiden von einander getrennten Verwaltungsbezirken von Ober- und Unter-Dibra. Nur eine kleine katholische Missionspfarre von 500 Seelen hat sich in diesem Gebiete mit der Zeit bilden können, dagegen hat die Zahl der 18.000 orthodoxen Bulgaren, welche zum Kreise von Dibra gehören, in den letzten Jahren bedeutend abgenommen. Es ist eine überhaupt den Gegem eigenthümliche Erscheinung, daß unter ihnen wohl die Katholiken, nicht aber die Griechisch-Orthodoxen Proselyten machen können. Der Hauptort dieses Stammes, ebenfalls Dibra genannt, ist ein am Drin freundlich gelegenes, echt türkisches Städtchen mit Lehnhäusern, buschigen Gärten, schlanken Minareten, und einer ebenso unverlässlichen als gewaltthätigen Bevölkerung. Mein mehrtägiger Aufenthalt im Han von Dibra gehörte nicht zu den unbedrohten und nur die energische Protection des dortigen Gendarmeriemajors schützte mich vor thätlichen Ausbrüchen des Hasses und der Verachtung, die sonst jeder Albanese gegen den Fremden versucht. Daß ich meine astronomischen Ortsbestimmungen in einem abgelegenen Stadtviertel nur um schweres Geld und um Mitternacht machen konnte, war eine natürliche Folge davon.

Nördlich der Dibra und Matija lebt der vielgenannte katholische Stamm der „Mirditen“, mit welchem Namen nur zu oft, aber fälschlicherweise, alle katholischen Gegem

bezeichnet werden. Indessen zählen die Mirditen nicht mehr als 19.000 Seelen, die in fünf Hähnlein (Barjak) und vierzehn Franziskanerpfarren abgetheilt sind. Der Name „Mirdit“ wird in ganz Nord-Albanien mit einem gewissen Respect ausgesprochen, und dies mag nicht nur von dem Kriegsrühme herrühren, in welchem dieser Stamm steht, sondern auch von der durchaus autonomen politischen Stellung, welche diesem Stamme zukommt. Während nämlich alle anderen Gegen-Stämme entweder einem ottomanischen Kajmakam oder doch indirect dem Pascha in Scutari gehorchen müssen, wird seit hundert Jahren zum Verwalter des Mirditengebietes immer Einer aus dem Geschlechte Dishon = Marku vom Volke zum Capitän gewählt. Auch hat der Stamm nur im Kriegsfall die Pflicht der türkischen Heeresfolge und die Leistung eines sehr geringfügigen jährlichen Tributs, den die Pforte, um die Mirditen bei guter Laune zu erhalten, in Form eines Geschenkes und in vermehrter Quantität an den Capitän und die angesehensten Mirditen wieder vertheilen läßt. Die besondere Höflichkeit eines französischen Consuls in Scutari und die Gnade des Papstes Pius IX. versuchten wohl, aus dem Mirditennamen Prenk (Primus) einen Prince (Fürsten) zu machen, aber thatsächlich gibt es keinen Mirditenfürsten, sondern nur einen Capitän.

Im Westen der Mirditen liegt das „Sadrima“ genannte Gebiet mit 8000 Katholiken und 3000 Mohamedanern; im Norden an dem von Scutari nach Prisren führenden Wege das Gebiet der „Dufadschin“ mit 6000 Katholiken und 4000 Mohamedanern. Aber in der Sadrima, welche fast ganz in der Küstenebene bei Alessio

liegt, so auch in dem ärmlichen Dufadschin herrscht nicht die stramme Stammesorganisation vor, wie bei den Mirditen oder den Hochgebirgstämmen am rechten Ufer des Drin. Wo eben Handel oder Ackerbau sich bei den Geggen eingefunden, dort ist auch das Althergebrachte zersetzt worden und der türkische Beamte wie der Asker (Soldat) haben nur an solchen Orten etwas zu befehlen. Die katholischen „Fandesen“ (ausgewanderte Mirditen) bei Djakowa und Ippek mit 5000 Seelen, dann die halb katholischen, halb mohamedanischen „Fassi“ und „Grasnitsch“ bilden die nordöstlichsten Geggen = Stämme und sie sind diejenigen, welche die im September 1878 erfolgte Ermordung des Muschirs Mehmed Ali auf ihrem Gewissen haben. Ich werde später Gelegenheit finden, eine lustige Geschichte davon zu erzählen, wie viel Geld, gute Worte und noch besser Versprechungen ich aufwenden mußte, um durch das Gebiet der Grasnitsch mit heiler Haut durchzukommen.

Ganz katholisch sind die acht Banner der „Pulati,“ welche in den unzugänglichen Felschluchten der Prokleta-Planina, hart am rechten Ufer des Drin, östlich von Scutari, wohnen und an 10.000 Seelen zählen. In diesem Gebiete hatten die unermüdlichen, von der Congregatio de propaganda fide ausgesendeten Franziskaner seither ein hartes Stück Arbeit, denn selbst der bekehrte Arnaute gehört nicht zu den musterhaften Christen, sondern zu den unverbesserlichen Formalisten, denen wohl ein übertretener Fasttag, nicht aber der Raub als ein Gott ungefälliges Verbrechen erscheint. In den nordalbanesischen Alpen, wo Menschen und Viehherden stets mit einer großartigen Natur in stetem Kampfe liegen, äußert sich auch der Trotz, die

Wildheit und Kühnheit des albanesischen Elements ganz ungebrochen und es ist ein gar seltsamer Kranz von Stämmen, der sich im Laufe der Jahrhunderte um die Bergfüße dieser Alpen gelegt hat.

Das Hochgebirge zwischen dem Drin und der jetzigen montenegrinischen Grenze war nämlich vor vierhundert Jahren nicht durchaus von Albanesen bewohnt, wie ja die slavischen Namen der dortigen Dörfer und Weiler am besten beweisen. Auch die Stammesagen sprechen dafür, daß sich zwischen dem oberen Lim und dem Drin eine ziemlich weitgehende Mischung der serbischen und albanesischen Rasse vollzogen hat, denn es leiten z. B. die montenegrinischen „Wasojewitschi“ ihre Abstammung von einem albanesischen Urvater her, dagegen behaupten die Kasrati, daß ihr Stammvater ein Montenegriner gewesen sei. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) und nach der vollständigen Eroberung Bosniens und der Herzegowina (1463) durch die Osmanen zogen sich die Serben aus den Ebenen und Gebirgen bei Scutari und Prisren immer mehr nach dem heutigen, unzugänglichen Montenegro zurück. So entstand nach und nach eine Mischung der beiden Rassen, welche es erklärt, daß man so manchen Montenegriner nach seiner äußeren Erscheinung für einen Arnauten und manchen Nordalbanesen für einen Montenegriner halten kann.

Die Stämme, welche den Ostrand der Ebene von Scutari und die westlichen Thäler der Prokleta-Planina (Verdammtes Gebirge) bewohnen, sind, vom Süden gegen Norden gezählt, die „Posripa“ mit 5000 Mohamedanern und 2500 Katholiken, die „Gruscha“ mit 900 Mohame-

danern und 100 Katholiken, die „Busahuit“ mit 200 Mohamedanern und 700 Katholiken, die „Loho“ und „Ketschi“ mit 1200 Mohamedanern, die „Ober-“ und „Unter-Kopliku“ mit 2000 Mohamedanern und 2000 Katholiken, die „Kioli“ mit 200 Mohamedanern und 1500 Katholiken, die 3000 Katholiken und 500 Mohamedaner betragenden „Kastrati,“ die „Sakrjeli“ mit 500 Mohamedanern und 4000 Katholiken, die angesehenen „Hoti“ mit 2500 Katholiken und 100 Mohamedanern, die „Gruda“ mit 1500 Katholiken und 200 Mohamedanern und endlich die „Klementi“ mit 3500 Katholiken und 500 Mohamedanern, welche auch einen Theil des Bezirkes von Plawa und Gusinje bewohnen. Es fällt mir wohl schwer, für jede der bisherigen Ziffern, welche in der Summe 180.000 Mohamedaner und 70.000 Katholiken ergeben, einzustehen, aber sie sind, wie ich glaube, die ersten, welche über diese eigenthümlich demokratisch organisierten Stämme in die Öffentlichkeit dringen — Ziffern, die gewiß hinreichen werden, um jene confessionellen und nationalen Factoren mit einiger Verlässlichkeit zu beurtheilen, welche ohne Zweifel die stärksten Elemente der jetzigen und zukünftigen „albanesischen Frage“ bilden werden.

Noch interessanter als die eben gegebenen Stärkeverhältnisse sind die Sitten und Gebräuche der nordalbanesischen Kriegerstämme. Es ist selbstverständlich, daß bei diesen, je nach der Natur ihrer Wohnsitze, die Viehzucht oder der Ackerbau bei ihrer täglichen Beschäftigung vorwiegen, aber der kriegerische Sinn ist allen Älplern der Gegerei gemeinsam. Jedermann geht dort bewaffnet, möge er pflügen, hüten oder in Haus und Hof herum-



Jüngere.

Diener.

Süd-Albanese.

Hochsch.

Ältere.

Männliche Trachten aus Albanien.

K. OBERREALSCHULE
L. BRIBACH
BIBLIOTHEK

lungern. Und selbst zur Nachtzeit liegen Pistolen und Katagan unter dem Kissen des Albanesen, der es niemals versäumen wird, sie beim Ablegen sorgfältig zu untersuchen. Die Bevölkerung der meisten Berglandschaften ist so arm, daß sie häufig mit Mangel und Noth zu kämpfen hat, aber sie hängt so sehr an ihrer Heimat, daß das Beispiel der südlichen Brüder, der Tosken, die sich als Handwerker und Söldner in der Fremde oft viel Geld verdienen, sie nicht zur Nachahmung zu reizen vermag.

Die Hochländer sind, mit Ausnahme der Hoti und Schkrjeli, frei von jeder Abgabe an die Pforte, dagegen zur Heerfolge im Kriegsfall verpflichtet. Die Bergdistricte kennen keine andere türkische Autorität als den Pascha in Scutari, welcher indessen seinen Verkehr mit den Äplern nicht nach den Befehlen oder Gesetzen der Pforte, sondern nach dem alten albanesischen Recht und Herkommen einzurichten hat. Zur Vermittlung dieses Verkehrs hat jeder Stamm einen sogenannten Bujuk-Pascha in der Nähe des Pascha, der, nebenbei bemerkt, ein Mohamedaner sein muß. Das Ehrenamt des Bujuk-Pascha ist in der Regel in irgend einer Familie erblich und es hat derselbe nicht nur die Interessen seines Stammes beim Pascha zu vertreten, sondern auch jeden Stammesangehörigen bei dem Pascha einzuführen und sich dabei als Dolmetsch und Anwalt zu verhalten. Der Bujuk-Pascha übermittelt ferner die Befehle des Pascha an den Stamm; er vollzieht die für Mord und andere Verbrechen festgesetzten Strafen, die zumeist in Geldbußen bestehen, von denen er dann ein Drittheil als Lohn erhält; er schreibt Steuern aus und treibt sie ein. Während des Krieges vermittelt

er den Verkehr zwischen dem türkischen Commandanten und den Anführern des Stammes und besorgt die Verpflegung der ausgerückten Banner.

Jeder Stamm zerfällt in mehrere größere Gemeinwesen, an deren Spitze sich je ein Häuptling oder „Wojwode“ befindet; diesem steht ein Rath der Ältesten, „Plezenija,“ zur Seite. Bei der Kriegsformation theilt sich der Stamm in mehrere Banner, von denen jedes durch einen „Bajraktar“ (Bannerträger) befehligt wird. Die Executive steht den „Djobaren“ (Djobe, Strafgeld) zu, welche die Ältesten der Geschlechter sind. Die letzte und höchste Gewalt steht jedoch dem Volke selbst zu, welches diese in den „Kubenti,“ den Volksversammlungen, ausübt. Die regelmäßigen Volksversammlungen werden mindestens zweimal im Jahre abgehalten. In den ackerbauenden Bezirken wird sowohl der Tag wie der Ort der Zusammenkunft, in den Viehzucht treibenden nur der Ort für diese Volksversammlung bestimmt, und es heißt dann in der nationalen Ausdrucksweise: „Der Berg versammle sich, wenn er mit seinen Herden zwischen den Alpen und dem Scutarijsee da oder dort angekommen ist.“ Es gibt aber auch außerordentliche Volksversammlungen, die dann durch besondere Boten einberufen werden.

Bei jeder Volksversammlung muß wenigstens ein Mann von jedem Hause erscheinen, denn jeder Ausbleibende wird mit einer Strafe von zwei bis vier Schafen gebüßt. Wenn das Volk in genügender Zahl vorhanden ist, setzen sich die Würdenträger des Stammes in einen Kreis; die Volksmenge sitzt oder steht um sie her; jedermann trägt seine Waffen. Einer der Würdenträger eröffnet die Ver-

sammlung mit einer Rede, worin er der Veranlassung zur Volksversammlung erwähnt. Hierauf setzen sich die Ältesten der einzelnen Geschlechter, die Djobaren, zusammen und berathen über den angeregten Gegenstand. Vereinen sich diese zu einem Beschlufs, dann wird er dem Volke kundgemacht und in besonders wichtigen Fällen läßt der Vorsitzende der Versammlung alle Anwesenden auf die kreuzweise gelegten Flinten schwören: daß sie der neuen Satzung gehorchen wollen. In selteneren Fällen handelt es sich um die Feststellung neuer Stammesatzungen, zumeist um Feststellung oder Eintreibung von Bußen wegen Feldsrevel oder um inneren Parteihader.

Zu den seltsamsten Gebräuchen der albanesischen Stämme gehören der „Blutbann“ und die „Blutrache“. Begeht ein Albanese einen Mord, dann muß er sammt seiner Familie entfliehen, um sich der Blutrache, d. h. der Verfolgung auf Tod und Leben seitens der Familie des Ermordeten zu entziehen. In vielen Gegenden wird nach der Flucht des Mörders dessen Haus niedergebrannt und die auf den Mord nach Sitte und Brauch entfallende Strafe entweder vom Vermögen des Mörders oder von seiner Familie eingetrieben. Es ist begreiflich, daß unter Umständen ein Mörder sein ganzes Geschlecht ruinieren kann; doch ist es damit noch nicht abgethan. Die Familie des Ermordeten ist nämlich nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, für das ihr zugethane Leid an dem Mörder und seiner unter Blutbann stehenden Familie Vergeltung, d. h. Blutrache, zu üben. Da nun jedes Opfer einer Vergeltung wieder die Blutrache auf der anderen Seite hervorrufft und sich die Rachepflicht auf Kinder und

Kindeskinder vererbt, so rottet in manchen Fällen die Blutrache ganze Geschlechter aus. Todtschlag fordert ebenfalls Blutrache, doch kann die betroffene Familie Verzeihung eintreten lassen. Der Ehebrecher verfällt ebenfalls der Blutrache; die Ehebrecherin dem Tode, oft durch Steinigung. Die Aufhebung der Blutrache erfolgt entweder auf dem sehr seltenen Wege der Verzeihung oder auf dem Wege eines Ausgleiches durch gegenseitiges Beschenken mit Geld, Vieh und prächtigen Waffen.

Die unter den Südslaven bestehende „Verbrüderung“ sonst miteinander nicht verwandter Menschen findet sich auch bei den Albanesen vor. Der von den zu Verbrüdernden gewählte Gevatter, Kumpare, unterbindet beiden den kleinen Finger der rechten Hand, ritzt diesen auf, läßt ein paar Tropfen Blut in ein Glas Branntwein fallen, welcher dann von den zu Verbrüdernden ausgetrunken wird. Hierauf folgen herzliche und zahlreiche Umarmungen und ein feierliches Mahl.

Das Verhältnis des Mannes zum Weibe ist bei den Albanesen nicht minder interessant. Die Männer heiraten im Alter von 20 bis 25 Jahren, die Mädchen mit 14 bis 20 Jahren. Die Braut wird bei den Albanesen thatsächlich gekauft; der übliche Preis beträgt nach österreichischem Gelde im Durchschnitt 33 Gulden, wovon 30 Gulden der Vater oder Vormund, 3 Gulden die Mutter der Braut erhalten. Die Braut wird in manchen Gegenden schon vor der Trauung heimgeführt und die kirchliche Einsegnung oft bis zur ersten Geburt verschoben. Gemeinsame Abstammung bildet in ganz Albanien ein Ehehindernis und dies geht soweit, daß z. B. die aus dem

Stamme der Hoti und Schrijeli ihre Frauen nur von anderen Stämmen holen. Das heiratende Mädchen tritt ganz aus dem Verbande ihres Stammes und ihre Kinder gehören unter allen Umständen dem Stamme des Vaters an. Die Weiber haben kein Erbrecht und werden nicht besser als Dienerinnen gehalten. Es ist überhaupt bei den Albanesen eine große Unart, viel von Weibern zu reden.

Nach der Schilderung der allgemeinsten Sitten und Gebräuche der albanesischen Alpen verlohnt es wohl auch der Mühe, sich in der Natur umzusehen, welche sie umgibt. Der Leser möge mir auf dem Wege folgen, der aus dem Seebecken von Scutari nach dem im vorigen Jahre viel umstrittenen Gebiete von Plawa und Gusinje führt . . .

„Mire dita!“ (Guten Tag!) riefen meine Begleiter den am Dorfsende von Sertſchi herumlungern den Arnauten zu, als wir an einem heißen Sommertage, von Podgoriza kommend, den schmalen Thaleingang der Zjewna oder des Sem, wie dieses Flüsschen albanesisch heißt, betraten. Wir hatten eine zweite und eilige Reise vor uns: durch das Stammgebiet der Gruda und Klementi hindurch nach Gusinje an den See von Plawa, dann von dort über den uralten serbischen Patriarchensitz Zpek in das jenseitige Anselfeld hinab. Wir konnten uns also in Sertſchi und seinen niederen, rothgedeckten Steinhütten nicht aufhalten und nach einem „Nd e mbare!“ (Glückliche Reise!) der Bewohner schloß sich uns ein und der andere von ihnen bis ans östliche, nicht allzuferne Ende von Sertſchi als Reisegefellschafter an. Nachdem sie ihre Neugierde befriedigt, d. h. ungefähr erfahren hatten, was der „Njemec“ (Deutsche) in ihren wilden Bergen suche,

kehrten sie wieder nach ihren Hütten um, sahen uns, freilich wider alle Landessitte, noch einmal nach — dann ein in den hohen Bergen hinter uns weithin widerhallender Schuss aus irgend einer langen, messingbeschlagenen Flinte — und Sertschi war mit seinen Grudarnauten für uns gar bald hinter einem mäßigen Bergvorsprunge verschwunden.

Wir ritten alsdann auf einem elenden Saumwege bald zur Linken, bald zur Rechten der Zjewna thalaufwärts, und betraten beim Han Grabowzi das eigentliche Gebiet der Klementi, des größten und kampflustigsten aller nordalbanesischen Hochgebirgsstämme, der seine zerstreuten Wohnsitze beinahe vom See von Scutari bis zum Amselfeld aufgeschlagen hat. Der Han Grabowzi ist ein aus Trockenmauerwerk aufgeführter, flach überdachter, viereckiger Raum, in dem niemals eine Theilung in Gemächer stattgefunden hat. Thiere und Menschen, Heimische und Reisende müssen unter demselben Dach und Fach wohnen, denn Feuerherd, Schlafstellen und Stall sind in keinem albanesischen Straßen-Han von einander geschieden. In der Mitte der Längenfronte des Gebäudes eine niedere hölzerne Eingangspforte; im dumpfen und düsteren Innern zur Linken die Menschen, zur Rechten die Pferde und Kinder an freien Ständen; nur das Kleinvieh, das sich leichter verläuft und leichter gestohlen werden kann, hat seinen bestimmten, abgegrenzten Raum in irgend einer finsternen Ecke. Die Hühner treiben auf den Balken des von unten sichtbaren Dachstuhles ihr Unwesen; es ist also vorgesorgt, daß selbst der müdeste Reisende, vom ersten Hahnenschrei geweckt, den Sonnenaufgang nicht versäume.

Der Herd des Hauses ist nichts anderes als eine flache Stelle auf dem Erdboden, wo der Handschi (Wirt) sein Feuer anmacht d. h. die Glutafche Tag und Nacht für den schwarzen Kaffee bereithält. Der albanesische Maljisuar (Hochländer) richtet sein Herdfeuer, dem er überhaupt eine reinigende Zauberkraft zuschreibt, stets mit großem Bedacht an. Er legt die Brennholzstücke immer derart hin, dass der dünne Theil vor dem dicken verbrennt und kein Span quer über dem andern zu liegen kommt. Verstößt der Fremde zufälligerweise wider diese Sitte, dann legt der nächste Arnaute schweigend die krummen Äste zurecht, denn schlecht geschlichtetes Holz schadet den Ziegen. Über der Feuerstelle „hängen die Eingeweide des Zigeuners“ — nämlich die vom Rauch geschwärzte Kesselfette — herab und darüber gähnt hoch oben der schmale, großäugige Rauchfang, durch den freilich nur der geringste Theil des lästigen Rauches entweicht. Bei dem Herd treibt sich in der Regel eine Katze schnurrend herum, die gewiss niemand stört, weil dieses Hausthier bei den albanesischen Hochgebirgsbewohnern in hohem Ansehen steht. Die Albanesen versichern, dass Jesus Christus die Katze aus dem Ärmel habe schlüpfen lassen, als er bei einem Mann geladen war, in dessen Hause man sich der Mäuse und Ratten nicht erwehren konnte. Stirbt eine Hauskatze, so ist es das Vorrecht der Kinder, dieselbe unter vorgeschriebenem Ceremoniell zu begraben und die Kleinen halten dann nach Landesgebrauch für die Todte einen kleinen Leichenschmaus ab.

Wie im Han Grabowzi, so sieht es auch in den übrigen Hans im Semthale aus. Nur der Han Wukli

unweit des gleichnamigen Dorfes verdient eine besondere Erwähnung, weil er mit der Sage über die Entstehung des Stammes in Verbindung steht. Der Stammvater des Klementi hieß nämlich Klementhet (Klemens) und war ein Hirte, der, man weiß nicht von wo, nach dem Semthale gekommen war und dann ein einheimisches Mädchen, Namens Bubej, heiratete, welches ihm sieben Söhne gebar. Diese wurden die Gründer der größten Geschlechter und Dörfer im Stammgebiete. So gründete Sohn Kola (Nicolans) das Dorf Selze mit jetzt 1800, Sohn Wuko (Wolfgang) das Dorf Wukli mit 1500 Seelen, Sohn Nika das Dorf Kuthaj bei Gusinje. Klemens und Bubej hatten sich bei Bestana niedergelassen, das jeder Klementi kennt und dem Fremden respectvoll zu weisen versteht. Heute findet man noch an der Stelle Bestana's die Ruinen einer kleinen katholischen Kirche, die Überreste einiger Häuschen und verwilderte Weinreben. Das Volk versichert auch, daß es keinen Punkt im nordalbanesischen Hochgebirge gebe, in dem so viel bössartige Vipern zu finden wären, wie bei den Ruinen von Bestana.

Die eben angedeutete Geschichte der Klementi geht merkwürdigerweise nach allgemeiner Tradition nicht viel weiter als auf drei Jahrhunderte zurück — also wahrscheinlich bis auf die Zeit, da die Arnauten, mit der osmanischen Invasion von Süden kommend, in die Thalgebiete des Sem und des Lim eindringen und dort sesshaft wurden, nachdem sie vorher die serbischen Einwohner aus ihren Wohnsitzen nach Montenegro vertrieben hatten. Fast alle Ortsnamen im albanesischen Hochgebirge lauten zweifellos slavisch, obwohl heute in vielen dieser Weiler und Dörfer kein einziger

Slave und in manchen auch kein einziger Christ wohnt. Die Sprachgrenze zwischen den Serben und Arnauten fällt nicht mit der montenegrinischen Landesgrenze zusammen, sondern noch auf albanesisches Gebiet. So sind die nördlich der Klementi wohnenden Grenzstämme der Kutschki und Drekalowitschi Serben und der größte Theil des Bezirkes von Gusinje wird bloß von griechisch-orientalischen Serben, etwa 2800 an der Zahl, bewohnt. Dagegen reicht der albanesische Typus mit seinen auffallenden äußeren Eigenthümlichkeiten weit nach Montenegro hinein und umfaßt die Grenzdistricte der Piperi und Wassojewitschi — als ein Ergebnis der bei aller nationalen Gegnerschaft, und zwar vor und nach der osmanischen Invasion, stattgefundenen Blutmischung der beiden Rassen. Ein historischer Beleg für eine solche Mischung liegt auch beispielsweise in der Legende, welche sich im Stamme der Hoti bis auf den heutigen Tag traditionell erhalten hat und nach welcher die heute durchaus serbisch sprechenden Wassojewitschi von dem Sohne des Kutschki, Stammvaters der albanesischen Hoti, ihre Herkunft ableiten. Dagegen erzählt die Stammsage der albanesischen Kastrati, daß sie, wie schon erwähnt, von Detali, einem montenegrinischen Flüchtling, der wegen Blutschuld die Heimat verließ, abstammen.

Die Legenden der Klementi wissen von einer solchen Rassenmischung nichts zu erzählen, obwohl sie immer nördlich der Hoti und Kastrati, also näher zur montenegrinischen Grenze, gewohnt haben. Dagegen dehnten sie unter blutigen Kämpfen mit den Montenegrinern und Osmanen ihre Wohnsitze nach Osten bis gegen Spet und

das Amselfeld aus und die Überlieferung weiß von allerlei jahrelangen Kriegen mit den Paschas von Scutari, Podgoriza und Spet zu erzählen. Bei diesen Kämpfen handelte es sich zumeist nur um Raub oder strittige Weidegründe und diese Kriege endeten schließlich mit der Gründung der Klementi-Ansiedlungen von Rugowo (zwischen Plawa und Spet) und von Martinowitsch (zwischen Gusinje und Plawa). Bemerkenswert ist, daß die Legenden der Klementi, im Gegensatz zu denen anderer Stämme, noch von sehr weitreichenden Colonien zu melden wissen, so im Amselfelde, dann bei Boga im Gebiet der Rioli, weiter bei Seoze an der montenegrinischen Grenze und endlich bei Nikinze und Herkowze nächst Mitrowitz in Österreichisch-Slavonien. Die Klementi sind eben in der Welt ziemlich weit herumgekommen und scheinen auch confessionell weniger beschränkt zu sein als die übrigen Hochlandstämme. So sind die westlichen Klementi im Semthale Katholiken, dagegen jene am obersten Lim bei Plawa und Gusinje durchaus Mohamedaner; so haben sie auch die stramme, echt nationale Stammes-Organisation nach und nach auf dem Wege von Volksversammlungen gelockert und den einzelnen Geschlechtern des Stammes einen weitgehenden Einfluß auf die Entscheidung der Angelegenheiten des „Berges“ eingeräumt.

Die Klementi bewohnen ohne Zweifel den schönsten und wohlhabendsten Theil des nordalbanesischen Hochlandes. Das Thal des Sem ist ein langgestrecktes, tief eingeschnittenes Hochgebirgsthale, an dessen rechtsseitigen Ursprungsquellen sich der kleine Nikawaz-See, zunächst der ehemaligen montenegrinischen Grenze, befindet. Die östliche

Hälfte der Klementi wohnt in dem Bezirke von Gusinje, der ohne Zweifel zu den romantischsten Alpenpartien des Continents gehört. Der vom schäumenden Sem heraufkommende Saumpfad schlängelt sich dann in zahllosen Serpentinien vom Hochgebirgsfattel von Welikopolje herab und führt hierauf längs der Abhänge des felsigen Plateaus Orbeniti-Brh in die Tiefe des Kessels von Gusinje, der zu den seltensten orographischen Bildungen gehört.

Man denke sich einen riesigen kreisförmigen Gebirgskessel mit einem Durchmesser von fünfundzwanzig Kilometer, der nur gegen Norden, und zwar durch die Thalschlucht des Rim eine kaum bemerkbare Öffnung hat. Ein Kranz ewig beschneiter Gipfel, Rücken und Zinken, von denen so manche an die 3000 Meter hinanreicht, umschließt im Süden als Prokleta-Gebirge und im Osten als Kopaonik-Gebirge das Quellgebiet des Rim und am Nordwestrande des schwarzen Kessels hält der Kutschki-Kom (Hundskopf) die weithin sichtbare Wache an der alten montenegrinischen Grenze. Von diesen himmelhohen Bergen stürzen Schneefelder und bewaldete Hänge, oft bei einer Anlage von nur zehn Kilometern, mit mehr als 2000 Metern in die Tiefe hinab und bilden die von scharf zugeschnittenen Bergfüßen hornförmig begrenzte Thalebene von Plawa und Gusinje, die eine Länge von zwanzig und eine durchschnittliche Breite von etwa sechs Kilometern hat. Gerade dort, wo die gegen Westen geöffnete Hornform der Ebene die scharfe Wendung gegen Norden macht, ruht in seiner Umsäumung ein fischreicher, grüner Alpensee mit dem Flecken Plawa, etwa 600 Meter über der Meeresoberfläche, vier Kilometer lang und anderthalb

Kilometer breit. Im nördlichsten Winkel der fruchtbaren Lim-Ebene von Plawa liegen die Hütten des Dorfes Orschaniza, wo es im vorigen Jahre zwischen den Montenegroinern und Arnauten zuerst zum Handgemenge kam. Den Rändern der Ebene, besonders zur Rechten, folgt mehr als ein Duzend von perlenartig, aneinander gereihten Dörfern, und in der südlichen Ecke liegt der Marktflecken Gusinje, der Hauptort des Bezirkes, verborgen. Und weiter südlich davon, unter den unwölkten Zinken des Bor, stürzt aus Schneefeldern in dunkelschäumenden Fäden der Lim herab, zuerst ein wildes Felsenthal mit drei Dörfern besuchend und belebend, dann von Gusinje an, durch zwei andere Gebirgsbäche verstärkt, in raschem Laufe dem dreibuchtigen See von Plawa zueilend.

Gusinje — die Albanesen sagen wohl auch Guzinj — ist der bedeutendste Ort des Bezirkes, der Sitz eines Rajmakams und zählt an 470 Häuser mit 2500 Einwohnern, von denen sich der größere Theil zum Islam bekennt. Die hölzernen und auffallend geräumigen Häuser stecken in buschigen Gärten zwischen schmalen Gässchen, tragen rothe und graue Dächer und werden von weißen Minareten mit blinkenden Blechspitzen überragt. Noch höher sieht man die steil aufsteigenden, unten mit Gestrüpp, hoch oben mit gemischtem Baumwuchs bestandenen Hänge, darüber die von kreisenden Nebeln bedeckten Felskämme und Schneefelder. Diese großartige Natur, welche keinen Raum hat, sich freundlich zu entfalten, spiegelt ihre Formen in dem rasch dahinpulsernden Lim oder auf der glatten Fläche des grünen Sees von Plawa wieder.

Guzinj, was albanesisch so viel heißt als die „Gier“, war ehemals ein befestigtes Städtchen; heute bewachen nur drei Kulas (Blockhäuser) die aus den montenegrinischen Bergen und aus der Ebene von Scutari herkommenden Saumwege. Gusinje war zur Zeit der osmanischen Invasion wiederholt der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Türken und Arnauten.

Eine der charakteristischen Traditionen aus dieser Zeit berichtet von einer Belagerung, welche der Pascha von Spel Deli Achmed (der wilde Achmed) in Gusinje von den Klementi auszuhalten hatte. Die Belagerer wußten mit ihren dünnen Flinten den Osmanen nicht beizukommen und so kamen die Klementi auf den Gedanken, sich den Befestigungen unter der Deckung tragbarer, mit Schafwolle und Ziegenhaaren gefüllter Schanzkörbe zu nähern.

Die Vertheidiger von Gusinje waren über die Körbe nicht wenig erschrocken und es schien der Fall der Besatzung bereits so unausbleiblich, daß die Arnauten schon türkisches Gut und Leben unter sich zu theilen begannen. Es entstand aber ein bitterer Streit bei dieser Gelegenheit und ein Djobare (Ältester seines Geschlechtes) Namens Noz (Anton) Tjabalu, der sich am meisten zurückgesetzt glaubte, verrieth die Arnauten bei Deli Achmed Pascha und gab den Türken den Rath: nachts auf dem Vorfelde von Gusinje starke, dicht aneinander gereihete Pflöcke einzuschlagen, um die Träger der Schanzkörbe zu verwirren. Der Klementi bemächtigte sich in der That panischer Schrecken und sie zogen sich, von den Belagerten verfolgt, in wilder Flucht nach den Bergen zurück.

Hinter Gulinje folgen, dem Lim entlang, die bereits erwähnten Colonien Rethaj, Martinowitsch und endlich das hart am östlichen Seeufer reizend gelegene, aber im Innern recht unfreundliche Dörfchen Plawa, dessen 350 Häuser von einer theilweise befestigten Mauer eingeschlossen sind. Die Ausläufer des Hochgebirges treten hier an den See ganz nahe heran und lassen erst, nachdem der Lim den See verlassen, der Thalebene größeren Raum. In Plawa beginnt schon die Sprachgrenze zwischen Montenegrinern und Albanesen, denn ein ansehnlicher Theil der 2500 Bewohner des Ortes ist serbischer Nationalität und bildet den Kaufmannsstand des Ortes. In dem bald darauf thalabwärts folgenden Dorfe Welika, wo es im Jahre 1880 zwischen den Arnauten und Montenegrinern zum Kampfe kam und das 45 Häuser zählt, wohnen durchaus Serben, und je mehr man sich der montenegrinischen Grenznahije Wasojewitsch nähert, desto seltener erklingen albanesische Laute. Das erklärt auch den Umstand, daß Ende 1879 den Montenegrinern die Occupation der nördlichen Hälfte des Gebietes von Gulinje, der im ganzen etwa 500 Albanesen und 2500 Serben zählt, ohne Schwertstreich gelingen konnte. Bei Orshaniza und Welika riefen ihnen aber die streitbaren Klementiner zu: „Mos etse me wrapp, se hje nde trapp“ — „Geht nicht zu schnell, denn Ihr fällt in den Graben.“

Ein anderes Gebiet Nordalbaniens, welches durch den Widerstand der Albanesen ebenfalls seit Jahr und Tag zu einiger historischer Berühmtheit gelangte, ist das Gebiet von Dulcigno. An der Stelle, wo die Ostküste der Adria südlich Antiwari eine scharfe rechtwinkelige

Wendung nach Osten macht, liegt das kleine Hafensstädtchen Dulcigno, das nach der Versicherung des Plinius niemand Anderer als die alten Kolcher gegründet haben sollen und weshalb auch Dulcigno zur Zeit der Römer Colchinium hieß. Nach dem elften Jahrhundert gehörte Dulcigno bald zur venezianischen Republik, bald zu Ungarn, bald zum serbischen Reiche und nach dessen Zerstörung war Dulcigno bis zum Jahre 1571 eine venezianische Hafenstation. Im Jahre 1722 versuchten die Venezianer wieder Dulcigno zu gewinnen; Admiral Geronimo Delfino leitete die Belagerung, in der auch Dulcigno fiel, aber beim folgenden Friedensschluss der Türkei wieder ausgeliefert werden mußte. Im Jahre 1878 eroberten die Montenegroer Dulcigno über Nacht; 1880 warteten sie sechs Monate lang auf die friedliche Übergabe der Stadt.

Dulcigno, slavisch Uljinj, ist die einzige Schifferstadt Nordalbaniens. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bildeten sich ihre Bewohner zu den berüchtigtesten Seeräubern der Adria aus und 250 Jahre lang hatte die Pforte zu thun, um die „adriatischen Barbaren“ zu Paaren zu treiben. Wiederholt hatte die Pforte den Valis in Scutari den Auftrag gegeben, die Zerstörung der Marine von Dulcigno — sie zählte 1818 an 400 Schiffe — zu versuchen, aber immer gab es geheime Gegenbefehle, bis endlich ein gewisser Soliman Pascha, der ein geschworener Feind der Dulcignoten gewesen, einen solchen Befehl der Pforte rasch benützte, um vor Ankunft der geheimen Gegenordre die in dem Hafen Bal di Noce ankernde Flotte der Dulcignoten in Brand zu stecken. Deren Trümmer sollen jetzt noch den Hafen von Bal di Noce an einigen Stellen

unsicher machen. Seit jener Zeit siechte die Marine Dulcignos immer mehr dahin und wurde während des griechischen Befreiungskrieges durch griechische Corsaren fast gänzlich aufgerieben. Seit jener Zeit hob sich die Schifffahrt der Dulcignoten wieder und als ich das Städtchen besuchte, soll es über eine Handelsmarine von 220 Schiffen, darunter 20 Brigantinen, verfügt haben.

Vom Meere aus gesehen hat Dulcigno den Anschein einer kleinen Festung, ohne indessen eine solche zu sein. Die Mauern und Bastionen sind in schlechtem Zustande und die zwanzig Kanonen der verschiedensten Systeme, die ich seinerzeit auf den Wällen und in den Casematten fand, waren ohne Lafetten und Munition. Innerhalb der Festungsmauern liegt die sogenannte „alte Stadt“ von etwa hundert, zumeist mehrstöckigen Häusern, in denen die hervorragenderen Familien des Städtchens wohnen. Zu den Wahrzeichen dieses Stadttheiles gehören die Überreste einer Marienkathedrale auf der südlichsten Bastion und inmitten der Festung die Ruinen eines alten Observationsthurmes, welchen zu berühren eine Volkssage verbietet. Die Mahalas (Vorstädte) Dulcignos gruppieren sich höchst malerisch um die Festung und zählen an 600 Häuser mit etwa 3000 Einwohnern, welche fast durchaus Mohamedaner und Albanesen sind. Die in ganz Albanien wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen, der Bazar mit seinen 200 Boutiquen, zwei hübsche Brunnen und eine Riesenplatane, unter der Ducignoten ihre Siesta abzuhalten pflegen — das sind die Sehenswürdigkeiten dieses Städtchens. Zunächst der Vorstadt, auf der Straße nach Scutari, stehen an hundert Strohhütten, in denen sich

etwa 1200 Zigeuner niedergelassen haben, um Schmiedearbeiten zu liefern oder Pferdehandel zu treiben. So zählt Dulcigno alles in allem höchstens 4700 Einwohner.

Obwohl der Hafen von Dulcigno der relativ beste Hafen der Gegerei ist, so hält er doch keinen Vergleich mit irgend einem der unbedeutenden Häfen Dalmatiens aus, denn er ist sehr klein und gegen Nordwinde nicht geschützt. Die Bevölkerung behauptet zwar: derselbe sei ehemals viel größer gewesen, aber ein Erdbeben hätte einen Theil seines Grundes so gehoben, daß jetzt Schiffe von mehr als 200 Tonnengehalt in den seichten Hafen kaum einlaufen dürfen.

Die Dulcignoten bauen ihre Schiffe selbst und gleichsam aus freier Hand, da sie weder lesen noch schreiben können und auch keinen Schiffsplan zu entwerfen im Stande sind; sie erhalten daher erst bei der ersten Verladung Gewissheit über die Tragfähigkeit des neuerbauten Schiffes. Ein großer Theil der dulcignotischen Schiffe ist mit dem Salzhandel beschäftigt, welcher fast ganz in ihren Händen ist. Die übrigen fahren nach Scutari (auf der Bojana), Triest, Venedig, Apulien und machen den dalmatinischen und süditalienischen Küstenschiffern ziemliche Concurrrenz. Die billige und einfache Construction wie Ausrüstung ihrer Schiffe, der niedere Lohn und die schlechte Verpflegung ihrer Matrosen gestatten den Rhedern von Dulcigno, den Transport zur See staunend billig zu stellen.

Die Bojana-Mündung ist die Scale, nämlich der eigentliche Seehafen von Scutari. Die Einfahrt aus dem sogenannten Dringolf ist sehr schwierig, denn die ganze Küste östlich und westlich dieser Flussmündung besteht

aus angeschwemmtem Lande. In diesem bildet die Bojana, als Ausfluß des Sees von Scutari, einen vielfach gewundenen Canal von höchstens zwei Meter Tiefe, der seine Form von Zeit zu Zeit wechselt und dessen Mündung gegen keinerlei Seewinde geschützt ist. Die Bojana-Mündung ist daher den Schiffern nur bei ruhigem Wetter zugänglich, doch dürfen sie auch dann die Fahrt nur mit dem Senkblei in der Hand unternehmen. Die Bojana ist vier Stunden von der Mündung nordwärts bis zum Dörfchen Oboti (am rechten Ufer) schiffbar, das noch zwei Stunden von Scutari entfernt ist und fast nur aus Hans (Einkaufshäusern) und Magazinen besteht. Die größeren Barken laden ihre Fracht gewöhnlich bei Oboti aus, um diese in kleineren Booten oder auf dem Landwege nach Scutari zu bringen. In manchen Jahren kann, wenn die Bojana zwischen Oboti und Scutari Sandbänke bildet, der Handelsverkehr mit Scutari nur mit Tragthieren erfolgen.

Zwischen Dulcigno und der Bojana liegt an den letzten Abfällen des Bergrückens Muschura und auf der breiten Thalsohle eine Gruppe von Dörfern, die im südlichen Theile, der Küste zunächst, durchaus von Albanesen bewohnt sind. Dieselben, etwa 2500 an der Zahl, sind zur Hälfte Mohamedaner, zur Hälfte Katholiken. Außer den bestehenden Kirchen zum heiligen Georg und heiligen Nikolaus sind da und dort Überreste alter katholischer Kirchen zu finden, so z. B. jene des Benedictiner-Klosters bei St. Nikolas, dem seinerzeit ein infulirter Abt vorstand. Zur Herbstzeit steigen Albanesen vom Stamme der Klementi aus dem Hochgebirge nordöstlich von Scutari

mit ihren Herden, auf Grund eines alten Privilegiums, in die Thalebene der Bojana hinab und kehren erst zu Georgi wieder in die heimatlichen Berge zurück.

Zum Bezirke von Dulcigno gehört auch der kleine Hafen Val di Roce (Rufsthal), eine Stunde nordwestlich der Stadt, wo die Schiffe bei heftigen Südwinden einen sicheren Zufluchtsort finden. Ein kleiner Weiler von etwa zehn Häusern, Limani genannt, steht unter den Ruinen von Alt-Dulcigno, von wo aus die Piraten von Dulcigno ihre Raubzüge in der Adria auszuführen pflegten. Wenn auch nicht zu dem Bezirke von Dulcigno, so gehören doch die Dörfer zwischen Mrkoewitsch und Kartarkol zu jenem Gebiete, das Montenegro an die Stelle von Hum und Tuschki erhalten hat. Nur vier der Weiler bei Mrkoewitsch sind von mohamedanischen Slaven bewohnt, der Rest des Gebietes bis an die Bojana ist aber von Albanesen bevölkert.

Wie lange es dauerte bis die Türkei und die von ihr aufgehetzten Albanesen Dulcigno übergaben, ist noch in allgemeiner Erinnerung. Freilich ist es nicht das erste Mal, daß die schlauen Türken und die zähen Arnauten im Widerstande gegen europäische Einflüsse den diplomatischen Kampf ziemlich erfolgreich bestanden haben. Ich will an dieser Stelle eine wahre Geschichte aus dem Anfang unseres Jahrhunderts erzählen, die an localem Gepräge und Humor die Ereignisse der letzten zwei Jahre bei Plawa wie bei Dulcigno bei weitem übertrifft. Die nachfolgende Erzählung, auf schriftlicher Überlieferung beruhend, verdient auch aus historischen Rücksichten der Vergessenheit entrissen zu werden.

Es war im Jahre 1812. Der Krieg tobte in Europa, nur in der Türkei gieng's ziemlich ruhig zu. Der Arnaute Ibrahim Pascha war Gouverneur in Scutari und 12.000 Franzosen unter General Pavteau hatten ein Lager an der Grenze bei Budua bezogen. Wozu? Es hieß ganz allgemein, daß Pavteau gekommen sei, die widerspenstigen Pastrowitzchaner zwischen Budua und Castelvastia zur Abstellung von Matrosen für die französische Kriegsmarine zu zwingen. Die armen Pastrowitzchaner waren in einer schlimmen Lage. Sie hatten seither in blutiger Fehde mit den Montenegrinern gelebt, denn die Republik Venedig war klug genug, sie stets gegen die räuberischen Zrnogorzen zu benützen. Die Pastrowitzchaner hätten sich also gegen die Franzosen wehren müssen, da sie keine Matrosen stellen wollten und zu den Montenegrinern, ihren Erbfeinden, nicht flüchten konnten.

Indessen hatte Pavteau gar nicht die Absicht, aus den jungen Pastrowitzchanern französische Matrosen zu machen. Sein Plan gieng viel weiter und galt einem tiefer im Süden gelegenen Gebiete. Die Engländer hatten nämlich im Jahre 1807 die Ionischen Inseln an sich gerissen und Napoleon, den Wert dieses maritimen Freistaates erkennend, wollte auf folgende Art den Wiederbesitz desselben erlangen. Französische Officiere sollten ein Freicorps von 15.000 Mann in Albanien anwerben, bewaffnen und ganz unvorbereitet die Engländer auf Corfu überfallen. General Sebastiani, der geschickte Gesandte Napoleon's an der hohen Pforte, mußte Sultan Selim III. für diese Idee schon vor Jahren engagieren und erwirkte für General Pavteau und seine Officiere einen Ferman,

welcher den Franzosen die Anwerbung und Bewaffnung eines albanesischen Freicorps gestattete. Aber da die Pforte von dieser abenteuerlichen Unternehmung nicht viel Gutes erwarten mochte, sendete sie zu gleicher Zeit geheime Instructionen an den stolzen, von der Pforte fast unabhängigen Ibrahim Pascha nach Scutari, worin es hieß: er möge thun, was er für gut und nothwendig halte.

Pavtau beauftragte sieben seiner tüchtigsten Officiere, sich von Antiwari nach Scutari zu begeben, Ibrahim Pascha zu begrüßen und nach Vorweisung des großherrlichen Fermans die Zusammenstellung des albanesischen Freicorps ins Werk zu setzen. Die sieben Franzosen wurden mit großem Gepränge empfangen und vor Ibrahim Pascha geführt. Sie übergaben den Ferman. Ibrahim verneigte sich dreimal vor demselben, führte ihn dreimal zur Stirne und nachdem er den Befehl des Padischah gelesen, sagte er zu den französischen Officieren:

„Ich habe den Muth, diesem Ferman nicht zu gehorchen. Der Sultan war nie hier gewesen, noch hat er je einen französischen Soldaten gesehen. Wenn ich vor Abfassung des Fermans befragt worden wäre, man hätte ihn gewiß nicht ausgefertigt. Aber die Halbgötter in Stambul glauben alles besser zu wissen.“

Die französischen Officiere, ganz erstaunt über einen solchen unvorhergesehenen Widerstand und Ungehorsam, suchten Ibrahim Pascha von der Ungefährlichkeit ihres Vorhabens zu überzeugen und führten des Langes und Breiten aus, daß der Putsch nur gegen die habgierigen Engländer, als gemeinsamen Feind, gerichtet sei.

Ibrahim Pascha hörte den Franzosen geduldig zu und nachdem sie geendet hatten, sagte er: „Kennt Ihr die Geschichte vom Frosch und Scorpion? — ich will sie Euch erzählen.“

Die französischen Officiere sahen sich nicht wenig verduzt an; Ibrahim Pascha ließ Tschibuks und schwarzen Kaffee vertheilen und hub dann an: „Es war und es war nicht. Eines Tages hatte ein Scorpion jenseits der Bojana nicht übel Lust, nach Scutari zu kommen und sich hier einzunisten. Da er aber nicht schwimmen konnte, so bat er einen Frosch, daß dieser ihn auf seinem Rücken über die Bojana trage.“

„Ich würde es gerne thun,“ sagte der Frosch, „aber Ihr seid ein böses Thier. Sobald ich Euch den Dienst erwiesen haben werde, werdet Ihr mich aus Dank dafür mit Eurem giftigen Stachel tödten. Alle Welt kennt Euch Scorpione als hinterlistige, undankbare und mörderische Thiere.“

„Der Scorpion protestierte gegen eine solche Zumuthung. Nicht alle Scorpione seien böse Thiere und gestern erst habe ein Frosch einen Scorpion über die Bojana getragen, ohne daß dem Frosch etwas zuleide geschehen wäre. Unser Scorpion betheuerte seine guten Absichten und schwor dem Frosche ewige Dankbarkeit und Ergebenheit.“

„Der gute dumme Frosch ließ sich erweichen. Er streckte seine Hinterbeine auf das Ufer hinaus, dem Scorpion gleichsam eine Brücke bietend. Der hinterlistige Fahrgast kroch darüber und kauerte sich auf dem Rücken des arglosen Fuhrmannes zusammen. Der Frosch schwamm

hurtig über die Bojana und am diesseitigen Ufer streckte er abermals ein Bein zum Ufer hinaus, dem Scorpion wieder eine Brücke bietend. Aber dieser schrie: daß er krank geworden, für seine Handlungen nicht mehr verantwortlich sei und stechen müsse. In demselben Augenblicke versetzte der Scorpion dem guten, dummen Frosch einen Stich in jene Gegend, wo das Herz schlägt — und der Frosch verstarb in derselben Stunde.“

Die französischen Officiere verstanden wohl, was der schlaue Ibrahim Pascha mit seiner Fabel sagen wollte. Sie hätten gerne eine entschuldigende Einrede versucht, aber Ibrahim fuhr in erregtem Tone fort:

„Ihr Franzosen seid wie der Scorpion, das undankbare Thier. Wenn Ihr einmal in Albanien eingedrungen seid, werdet ihr tausend Ausflüchte finden, nicht nach Corfu zu gehen, denn ich weiß sehr wohl, daß Ihr mit Dalmatien nicht zufrieden seid und Euch die schöne, fruchtbare Küste Albaniens, meine Heimat, erobern und uns dafür mit dem Scorpiongifte der fränkischen Sitten beschenken werdet. Der Sultan hat Eure Absicht nicht durchschaut, ich aber werde Euch Albanien nicht ausliefern. Ich darf nach meiner Überzeugung und nach dem Willen der Besten und Erleuchteten meines Volkes dem Padischah nicht gehorchen. Er kann mich für meinen Ungehorsam strafen, aber Ihr werdet Euren Plan nicht ausführen.“

Lachend zog sich der schlaue Pascha in seine Gemächer zurück. Die sieben französischen Officiere verließen wuthentbrannt die Stadt und drohten, in wenigen Tagen mit 50.000 Mann zurückzukehren, Scutari zu überfallen und Ibrahim Pascha an den nächsten Pfahl zu hängen.

Leider kamen sie nicht dazu, ihr Vorhaben auszuführen. Fünf von ihnen wurden nächtlicherweife, bevor sie das Land verlassen hatten, von den Schergen Ibrahim Paschas in Antivari ermordet und massacriert. Pavteau zog es vor, die Affaire todtzuschweigen; er ließ vielmehr zwei unschuldige Paſtrowitschaner, welche vor einiger Zeit nach Montenegro geflohen waren und ergriffen wurden, des Mordes an den fünf französischen Officiern beschuldigen und hängen. Der wahre Sachverhalt wurde aber erst kund, als die Franzosen die Bocche di Cattaro verlassen hatten.

So berichtet die alte Chronik in Scutari und sie schließt mit den Worten: „Der brave Ibrahim hatte Recht, denn der Koran gestattet Treubruch, Lüge und Mord, wenn es die Noth verlangt oder der Glaube des Propheten bedroht ist.“

3. Nach Prisren.

Die Entfernung von Scutari nach Prisren beträgt 33 Wegstunden, doch ist die für den verbindenden Verkehr bestehende Straße nur ein elender Saumweg und so angelegt, daß sie fast keine einzige Ortschaft berührt. Der Reisende findet an zwanzig Hans (Herbergen) am Wege, die nicht viel mehr als überdachte Ställe sind und in denen man außer einer Stelle zum Schlafen nur das erhält, was man für sich und seine Pferde selbst mitgebracht hat. Der Weg von Scutari nach Prisren führt auf den rauhesten und beschwerlichsten Pfaden, wo der Fußgänger rascher als der Reiter fortkommt, einsam durch

das öde Waldgebirge. Und um gewissermaßen die Schwierigkeiten des Fortkommens noch zu erhöhen, meidet diese Straße den Lauf der Gewässer und windet sich bergauf, bergab, wie wenn jemand stets in gerader Richtung vorwärts-schreitend, ein von kurzen Querthälern durchfurchtes Gebirge überschreiten wollte. Da wäre kein Wagen, kein Geschütz vorwärts zu bringen und jeder Fußbreit Landes könnte vertheidigt werden. Es gäbe wohl nach der Landkarte eine anscheinend bequemere Verbindung zwischen Scutari und Prisren, und diese wäre der Drin, aber sein von Katarakten unterbrochener Lauf verliert sich bald zwischen Felsenpforten, die an keine ungefährdete Durchfahrt denken lassen.

Rechts und links des Saumweges zwischen Scutari und Prisren lebt der bereits einmal erwähnte Stamm der Dukadschin, der in die drei Banner Puka, Halia und Maljessi zerfällt. Die Dukadschin bewohnen nicht Städtchen oder Dörfer, denn sie leben nicht vom Handel, sondern, wie echte Alpler, von der Viehzucht; nur wo ihre kurzen und engen Thäler kleine Flächen darbieten oder die Höhen der entwaldeten Kämme sich gelegentlich zu kleinen Plateaus ausdehnen, bauen sie Mais. Kein Dukadschin trägt ein Hemd, aber jeder eine Flinte. Eine ehemals wahrscheinlich weiß gewesene Jacke oder ein kurzer Rock aus größtem Wollzeug, ein rother, breiter Gürtel mit zwei oder mehr Pistolen, ein bis ans Knie reichendes Beinkleid, Strümpfe, Riemen, mit denen er Fuß und Bein umwickelt, ein Fes und eine Flinte — das ist alles, was der Dukadschin an und bei sich trägt. Kräftig zeigt sich die nackte Brust und der gebräunte Leib schimmert oft

zwischen Gürtel und Beinkleid hervor. Da die Kleidungsstücke erst gewechselt werden, wenn sie von selbst abfallen, so sind die meisten Dukadschin sehr zerrissen und bettelhaft anzusehen. Dagegen sind ihre Waffen immer im besten Zustande, die Pistolen- und Flintenschäfte oft mit Silber ausgelegt.

Von Puka, dem Hauptorte des Stammgebietes, steigt der Weg in östlicher Richtung wieder in das Drinthal hinab und beim Han Spas muß man sich entscheiden, ob man den directen Weg nach Prisren längs des Drin nehmen, oder ob man die beschwerlichere Route ostwärts nach Djakowa einschlagen und von dort erst nach Prisren reisen will. Da die erstere schon von so vielen Reisenden und Forschern benutzt worden, entschloß ich mich vorerst für die Reise nach Djakowa, von wo ich dann die alte Königsstadt Prisren erreichen wollte.

Es war spät abends, als wir den Han Spas erreichten. Nachdem wir uns in seinem Innern nach Bedarf und Möglichkeit eingerichtet, die Aufmerksamkeit der anwesenden Arnauten, genau so wie an anderen Orten, erregt hatten, traten wir vor den Han, um uns nach dem frugalen Nachtmahl ein Plauderstündchen zu gönnen. Der Himmel war tief dunkelblau und ein leiser, kalter Luftzug strich von den breitschulterigen Bergriesen zu uns hernieder, die einige kahle Felsenhäupter oder graue Abstürze im hellen Mondlicht erglänzen ließen. Um uns herum saßen auf gekreuzten Beinen schweigsame Arnauten mit langen Flinten; nur das Knistern des Herdfeuers und der unter uns rauschende, der Felsenpforte von Pulati zueilende Drin störten die nächtliche Stille. Sonst pflegte

es zu solcher Stunde im Han Spas sehr ruhig und finstlich zu sein, aber in dieser Nacht loderte noch das Feuer auf dem Herde und der Rauch zog wie am Tage durch offene Thüren und Fenster in die kalte Nachtluft hinaus. Um den Herd im Han herum saß eine Gesellschaft auf gekreuzten Beinen; die aber war viel lauter und gesprächiger, als unsere Cigaretten rauchende Umgebung mit den langen Flinten. Beim Herd saßen ebenfalls Arnauten vom Stamme der Hassi und Grasnitsch, welche aus den umliegenden Weilern im Laufe des Abends zum Han Spas gekommen waren, um die „Nemces“ zu sehen, welche ihr Gebiet betraten, um zu erfahren, wohin wir am nächsten Morgen reisen wollten. „G'radaus nach Djakowa!“ sagte ihnen unser Dragoman (Dolmetsch) . . . Kopfschüttelnd kehrten die Arnauten aus Hassi und Grasnitsch spät nach Mitternacht in ihre Weiler zurück.

Am nächsten Morgen, als die Pferde zur Weiterreise gesattelt und bepackt wurden, schienen Dragoman und Saptieh gar nicht wohlgelaunt. Sie waren gleich den Pferdetreibern ungemein schweigsam; bald kratzte sich der Eine, bald der Andere hinter dem Ohr . . . Ich bemerkte gar bald, daß es an diesem Morgen mit der Courage und Zuversicht meiner Begleiter ziemlich schwach bestellt sei. „Sie werden uns nicht durchlassen, Effendi!“ murmelte Saptieh Mehmed, ein altgedienter, sonst aufgeräumter Tschauisch (Feldwebel) aus Podgoriza. „Die Grasnitsch und Hassi werden uns tödten, wenn wir ihr Gebiet betreten,“ jammerte Dragoman Djuro, ein gebürtiger Montenegriner, der bei anderen Gelegenheiten nicht ohne Muth war. Endlich brachte ich heraus, daß die Albanesen, welche uns am

Vorabend besuchten, erklärt hatten: wir sollten nicht wagen, ihr Stammgebiet zu betreten, da bisher noch kein Fremder dergleichen versucht hätte. Bei ihnen gäbe es keine alten Steine, wie wo anders, auch seien im Gebiete der Hassi keine Schätze zu heben — kurz, wir mögen eines anderen Weges nach Prisren oder Djakowa gehen, wenn uns überhaupt Leben und Habe lieb sind.

Mir schien indessen, als ob unsere Begleiter mehr Angst hätten, als nöthig war, und daß die Arnauten aus Grasnitsch eben so gerne drohen und — lügen, als alle ihre Landsleute anderswo. Ich gab also Befehl, den am Vorabend besprochenen directen Weg nach Djakowa einzuschlagen und so verließ meine kleine Pferdekawane mit trübseligen Gesichtern den Han Spas, als ob wir in der That dem offenen Verderben entgegenritten. Tschauſch Mehmed sang an diesem Morgen nicht mehr sein übliches Liedchen: „Eni te hetjem, o schoke!“ („Laßt uns aufbrechen, o Genossen!“), Dragoman Djuro schmeckte nicht einmal die Cigarette aus dem langen silberbeschlagenen Pfeifchen, Pferde und Pferdetreiber ließen die Köpfe hängen — nur die befiederten Säger in den Büschen und Bäumen schienen solcher Stimmung zu spotten und schmetterten ihre Lieder zum wolkenlosen Himmel empor, als ob die Morgensonne auch hier nur eine friedliche Alpenlandschaft erwärmen und vergolden würde.

Wir waren etwa eine halbe Stunde zwischen hochstehenden Halmen, dornigen Hecken und schattigen Bäumen bis nach Gruma geritten, als plötzlich der an der Tête reitende Tschauſch Mehmed mit erhobener Hand unserer

einsilbigen Colonne das Zeichen zum Halten gab. Bald darauf hörten wir lauten Wortwechsel — ein Grasnitsch hatte den Tschauſch plötzlich angehalten. Ich und mein Reifegefährte Baron M. ritten vor und da ergab ſich, daß ein blonder hochgewachſener Arnaute, der ſchon am Vorabend im Han Spas bei uns geweſen, rundweg erklärt hatte: wir müßten umkehren, wenn uns unſere Köpfe lieb wären; in dem Hauſe jenseits der Felder, am ſteilen Waldrande, ſeien einige bewaffnete Gefährten bereit, auf den erſten Ruf herbeizueilen und die eben ausgeſprochene Drohung zur Thatſache zu machen.

Ich weiß eigentlich nicht recht, warum wir damals auf der gefahrvollen Route vom Han Spas nach Djakowa beſtanden. Es war nicht nutzloſer Eigensinn oder Muthwille, der uns dabei leitete; vielleicht war das point d'honneur des Öſterreichers in der Fremde das ſtärkſte Motiv, das uns weder beim Han Spas, noch an dieſer Stelle umkehren ließ. Man begibt ſich oft im Leben in eine Gefahr, die man mehr aus Unkenntnis, denn aus einem anderen Grunde geringschätzt und dann am Ende froh iſt, dieſelbe überſtanden zu haben. Daß wir einige Monate ſpäter eine ähnliche Episode in Süd-Albanien in verſtärkter Wiederholung mit gleichem Glücke erlebten, iſt freilich ein Beweis mehr für die bekannte Erfahrung: daß nur jene Gefahr eine Macht über uns gewinnt, an deren Folgen wir einmal thatſächlich gelitten haben. Wir beſchloſſen alſo nach kurzer Berathung, nicht umzukehren, ſondern uns aufs Unterhandeln zu verlegen.

Es war ein recht ſchattiges und einladendes Plätzchen, an dem uns der ſehnige Arnaute mit ſeiner langen Flinte

angehalten hatte. Während die Pferde abgeladen wurden, schien Tschausch Mehmed nach und nach Muth und Zuversicht wieder zu gewinnen. Er drohte alsbald dem Reisehörer, laut schreiend und heftig gesticulierend, mit dem Rajmakam in Djakowa, mit dem Mutessarif in Prisren, mit dem Bali in Scutari — aber der grau-ängige Recke vom Stamme der Grasnitsch blieb unerschütterlich bei seiner Weigerung. Mit strengen Worten war demnach nichts zu richten. Wir stiegen also von den Pferden, setzten uns ins kühle Gras, ließen Feuer anmachen und aus einer Satteltasche wurden Kaffee, Zucker, Kaffeefanne und Schalen genommen, um den süßesten Schwarzen von der Welt zu brauen. Dem wilden Grasnitsch schien unser Gleichmuth nicht übel zu gefallen und er folgte der Einladung, sich in unserem Kreise niederzulassen, ohne jede Widerrede. Mit trockenem Gruß übernahm er die ihm dargebotene Tabaksdose und drehte sich eine Cigarette; schon etwas freundlicher wurde sein breites und derbknochiges Gesicht, als er die erste Schale Kaffee an die Lippen setzen konnte. Mit dem Ungethüm war also offenbar zu reden und ich dachte allsogleich an das bekannte Auskunftsmittel, das bei jedem echten Arnauten hilft: an das „schöne und allmächtige Geld“, wie es in einem albanesischen Sprichwort heißt. Wie unabsichtlich zog ich einen Maria-Theresien-Thaler aus der Westentasche und warf ihn dem Dragoman zu, mit dem Auftrage, das Geldstück seinem trotzigem Nachbar zu zeigen. Der schmierige Arnaute nahm die blanke Münze zur Hand, drehte dieselbe mit den schwieligen Fingern herum, bald auf mich, bald auf den frisch geprägten

Thaler blickend — als ob er uns, weder mich, noch den Thaler, jemals im Leben gesehen hätte. Dafs ich ihm letzteren schenkte, war nur allzu nahe liegend, und als ich ihn dann fragte, ob wir nicht nach Djakowa könnten, meinte er schon: er müsse mit seinen Gefährten darüber reden. Rasch flog ein zweiter Theresien-Thaler aus meiner Westentasche in seinen Schoß und von dort in den waffenbesetzten Gürtel — ich mußte ja dafür sorgen, dafs er seinen Gefährten drüben am Waldrand die Ungefährlichkeit und Nothwendigkeit unserer Reise nach Djakowa auseinandersetzte. Ein heller Ruf — und zwei baumlange Gesellen eilten herbei, um mit Gef Voro (Gregor Lorenz) — so hieß der gewonnene Grasnitsch — in aller Stille über unsere Reise zu berathen. Das Ende der heimlichen, abseits gepflogenen Unterhandlung war: dafs ich allen Dreien versprach, sie beim Kajmakam in Djakowa aufs beste zu empfehlen — und so kam nach einer kleinen Viertelstunde unsere Karawane auf dem gewünschten Wege in den besten Gang. Gef Voro that alsbald sehr besorgt um mich und es war für uns ungemein erheiternd zu hören, wie er immer beweisen wollte: dafs wir uns beeilen und die Pferde recht antreiben müssen, denn seine Stammesgenossen, die katholischen Grasnitsch, wie die mohamedanischen Hassi, seien recht böse und raubgierige Leute.

Die Reise gieng tagsüber ohne Zwischenfall vor sich. Auf dem kleinen Hochplateau zwischen Tschar und Ujegaj brannte uns die Mittagssonne die letzten Schweifstropfen aus den Poren, aber Gef Voro und Genossen gestatteten uns leider keine Raststation. Wir kämen sonst zu spät

nach Djakowa, meinten sie — auch sei den im nahen Thaleinschnitt von Bitutsch hausenden Landsleuten gar nicht zu trauen.

Endlich, als wir den Sattel bei Kusch passiert und das Thal des weißen Drin mit der Landschaft Metoja, wo Djakowa liegt, erblickt hatten, kehrte wieder einiger Frohsinn in unsere Karawane ein. Wir hielten alsbald an einem Straßenbrunnen, um die vertrockneten Kehlen der Menschen wie der Thiere zu laben; eine Gruppe wohlbewaffneter, struppiger Fandesen kam zur selben Zeit von Djakowa herauf. Es dauerte nicht lange und Gef Voro begann plötzlich so heftig zu schreien und zu gesticulieren, wie Tschausch Mehmed am frühen Morgen bei Gruma, da er Voro mit den hohen türkischen Beamten in Prisren und Scutari zu unseren Gunsten einschüchtern wollte. In der That hatten die Fandesen geradeheraus erklärt: sie wären der Meinung, daß man am besten thäte, die Koffer und Säcke der „Nemces“ so gründlich als möglich auszuleeren. Einen Augenblick schien es also, als ob wir aus dem Regen von Gruma in die Traufe von Kusch gekommen wären, aber Gef Voro war glücklicherweise mit seinen Genossen für uns so energisch eingetreten, daß er es hätte eher zum Handgemenge mit den Fandesen kommen lassen, bevor er den von ihnen geplanten Raubanfall geduldet oder gar an demselben theilgenommen hätte. Und das war ein echt albanesischer Charakterzug — denn der Albanese ist wohl um Geld zu allem zu haben, hat er aber einmal „Dienste“ genommen, so ist er anhänglich wie ein Fleischerhund, bis sein Dienst vorüber ist. Dann kann es freilich wieder geschehen, daß er um Geld

und gute Worte bei dem bisherigen Feinde Dienste nimmt, ohne im mindesten dessen bewußt zu sein, daß er eigentlich ein Überläufer ist.

Dem Auftreten Gef Loro's hatten wir also zu danken, daß die Fandesen erfolglos weiter ziehen mußten und daß wir schon eine Stunde später im rothen Han zunächst der großen Moschee von Djakowa unser Nachtlager aufschlagen konnten. Gef Loro erhielt dann zwei und jeder seiner Genossen je eine blanke Medschidije zur Erinnerung an die Tagreise durch ein Gebiet, das vor uns noch kein abendländischer Europäer betreten hatte.

Am nächsten Vormittag erzählten wir dem Rajmakam von Djakowa bei der üblichen Amtsvisite unser kleines Abenteuer, das er mit Kopfschütteln und Verwunderung anhörte. Und da wir Gef Loro als unseren Beschützer gelobt, ernannte ihn der Rajmakam zum Tschauſch der Saptieh von Hassi, womit ein Monatsgehalt von zehn Gulden verbunden gewesen. Gef Loro war so ein glücklicher Mann geworden — und ich bin überzeugt, daß er keinen „Nemces“ mehr auf der Reise nach Djakowa anhalten wird.

Am zweiten Tage setzten wir von Djakowa die Reise durch das Anselfeld nach der altserbischen Königsstadt Prisren fort. Kosowo, der serbische Name für das historisch denkwürdige Anselfeld, ist in jeder Beziehung eines der interessantesten Gebiete der europäischen Türkei. Ich habe es in geographischer, wie in historischer Hinsicht in meinem Buche „Bosnien und seine Nebenländer“ gewürdigt und verweise den geneigten Leser auf die bezügliche Darstellung.

Am frühen Morgen hatten wir Djakowa verlassen und um die Mittagsstunde trafen wir in Prisen ein. Prisen zählt jetzt 12.000 Häuser mit 50.000 Einwohnern, unter denen sich 36.000 mohamedanische und 2000 katholische Albanesen, 6000 Griechen, Bulgaren, Walachen und etwa 1000 Serben befinden. Prisen sieht von Norden her gesehen wie eine sehr große Stadt aus und ihre Lage läßt es begreiflich erscheinen, daß sie vor fünfhundert Jahren von den serbischen Königen und Zaren zur Residenz ausersehen gewesen. Meine Wohnung in Prisen lag frei auf einer kleinen Anhöhe, die ganze Stadt und die umliegende Ebene beherrschend. Einige Straßen der Stadt lehnen sich an einen felsigen Hügel, auf dessen Spitze das Castell steht. Am nördlichen Ende von Prisen tritt das Flüsschen Resna aus dem Schar-Gebirge, wendet sich dann plötzlich nach Südwest und durchfließt als wildes Gebirgswasser mit starkem Gefälle und lautem Getöse die Stadt fast der ganzen Länge nach. In der Mitte der Stadt bildet die Resna einen kleinen Wasserfall, der im Sommer die badelustige albanesische Jugend scharenweise versammelt. Hier springen die nackten Knaben den ganzen Tag umher und kümmern sich gar wenig um die Vorübergehenden. Weiter abwärts erstreckt sich der Bazar mit seinen 1200 Kaufläden längs des Flussufers, und wenn die übrigen Straßen öde und menschenleer erscheinen, so herrscht hier wenigstens ein lebendiger Verkehr.

Die Mohamedaner von Prisen sind bekannt durch eine fast nur den Nordalbanesen eigenthümliche Sitte, wie sie bei den alten Doriern üblich war. Diese Sitte

besteht in der innigen Neigung zweier Jünglinge zu einander, die zumeist auf des einen Schönheit gegründet ist und gewöhnlich erst mit der Verheirathung des einen oder anderen ihr Ende nimmt. Beide Jünglinge stehen in einem gewissen Bundesverhältnis zu einander; sie beschützen, beschützen und vertheidigen einander ohne Rücksicht auf die gegenseitige Religion oder sociale Stellung und nicht selten nimmt diese Zuneigung so leidenschaftliche Dimensionen an, daß Zweikampf und jahrelange Fehden die Folgen eines einzigen Mißverständnisses sein können. . . .

Nach meiner Ankunft in Brisren beeilte ich mich, wie an anderen Orten, die europäische Colonie aufzusuchen, die freilich dort spärlich genug vertreten war. Das liebenswürdige Haus des österreichischen Consuls Pippich, der Chefarzt Dr. Hofmann des dort stationierten Infanterie-Regiments und einige Kaufleute und Handwerker waren die einzigen Menschen, welche mich und meine Begleiter durch ihre Behausungen, ihren Verkehr und ihre Gewohnheiten an die europäische Heimat erinnerten. Speciell Dr. Hofmann war ein liebevoller und unermüdlicher Begleiter, dem ich auch das folgende charakteristische Erlebnis verdanke. . . .

„Oberst Ali Bey ist nicht zuhause,“ sagte Dr. Hofmann, als er eines Tages zur Stube hereintrat, um mir auf mein Ersuchen zu berichten, wann der Commandant der Besatzung von Brisren zu sprechen sei. „Wenn es Ihnen aber beliebt, so machen wir einen Gang durch den Bazar; wir finden vielleicht den Oberst dort, denn er pflegt fast täglich bei Hadjschi Mehmed, einem

reichen Tuchhändler, eine Schale Schwarzen zu trinken. Hadschi Mehmed ist das lebendige Auskunftsbureau unserer Stadt und deren Umgebung; bei ihm können Sie alles erfahren, was im weiten Umfelfelde oder unter dem Schardag vorgeht.“

Ich folgte bereitwilligst der Einladung, da man mir schon lange vorher allerlei von den Schätzen des Bazars in Prisen, von den geschickten Waffenschmiedern und Silberfiligran-Arbeitern, deren Kunstwerke in Albanien und Macedonien weit und breit geschätzt sind, erzählt hatte. Dr. Hofmann, ein geborener Galizianer, machte mir in zuvorkommendster Weise den Dolmetsch und führte mich in die berühmtesten Buden und Winkel des Bazars, wo schwere Handschars, lange albanesische Flinten mit Feuersteinschloß, mit Silberplättchen eingelegte Pistolen erzeugt werden, wo des Schreibens und Zeichnens ganz unkundige Arbeiter die zartesten Silberfäden zu netten Dessen biegen und diese dann zu Tassen und Bechern aneinanderlöthen. Auch reichverzierte Revolver wurden uns angeboten, die ein Waffenschmied in Prisen erzeugt hatte und die nach seiner Versicherung weit besser seien, als diejenigen, welche im Namen 'Pefauchez' in Europa verkauft werden. Ich kaufte wohl nichts, denn ich wußte mich schon an anderen Orten mit orientalischen Souvenirs zu versehen und hatte überdies keine Zeit, den türkischen Händlern von dem drei- und vierfachen Preise, zu dem sie die Ware boten, etwas abzuhandeln. Ich habe nämlich niemals Gelegenheit gehabt, etwas von der übertriebenen Ehrlichkeit und Verlässlichkeit der mohamedanischen Kaufleute zu bemerken, die man außerhalb der Türkei so vielfach rühmen

hört. Der mohamedanische Händler ist allerdings nicht so verschmitzt und gewinnstüchtig, wie der Armenier, Grieche oder Jude, aber er ist nichtsdestoweniger ein ebenso unverlässlicher, als indolenter Patron, der entliehene Summen nicht zurückzahlt und den Käufer um den vier- und fünffachen Wert der Ware zu pressen versteht. Es wäre auch ganz seltsam, daß der Türke als Kaufmann ein Ausbund von Ehrlichkeit wäre, da er doch als Beamter und Soldat in allen Graden eine große Routine im Betrug und in der Veruntreuung entwickelt; der türkische Kaufmann ist also lange nicht so gut als sein Ruf. Ich behielt daher die für alle Fälle bereitgehaltenen Napoleond'ors in der Tasche und hatte Eile, den Laden des Tuchhändlers Hadshi Mehmed aufzusuchen, wo Oberst Ali Bey mit seinem Stabe bereits auf verschiedenen Tuchballen Platz genommen hatte.

Ali Bey, eine sympathische Erscheinung von nobler Lebensart, war die türkische Liebenswürdigkeit selbst. Er erkundigte sich theilnahmsvoll nach dem Zweck meiner Reise, nach meinen Erlebnissen in der Türkei, nach den Einrichtungen der österreichischen Armee, und als er das Interessanteste erfahren, meinte er: „Ich will Ihnen auch ein türkisches Infanterie-Regiment zeigen, damit Sie sehen, welche Fortschritte wir in einigen Jahren nach jeder Richtung gemacht haben. Ich werde Ihnen zu Ehren morgen die Besatzung unseres Castells in Parade ausrücken lassen und es soll mich freuen, wenn Sie derselben um acht Uhr früh beiwohnen wollen.“

Ich dankte für die außergewöhnliche Auszeichnung und erzählte der anwesenden Gesellschaft, daß ich bereits

vor einigen Tagen der Ausrückung eines Jäger = Bataillons in Djakowa beigewohnt hätte, das mir Major Mehmed Fuad vorzuführen so freundlich war. Auf die Frage, wie mir die türkischen Jäger gefielen, mußte ich wohl aus Höflichkeit die Wahrheit verschweigen und versichern, daß sie mir den Eindruck einer ganz vorzüglichen Truppe gemacht hätten. In Wahrheit fand ich aber, daß Mehmed Fuad, als europäisch verbildeter Officier, seine Truppe auf die Ausführung weithinschallender Gewehrgriffe und vorzündflutlicher Aufmärsche und Fronteveränderungen eingeschult hatte, ohne von der eigentlichen Bestimmung der Jägertruppe und der volksthümlichen Individualität des türkischen Soldaten eine annähernd richtige Vorstellung zu haben. Jeder Aufmarsch, jeder Gewehrgriff wurde dreimal wiederholt, und darunter so mancher, den Mehmed Fuad aus Europa trotz des türkischen Reglements nachhause gebracht und seinen Jägern eingelernt hatte.

Die Parade in Djakowa verlief indes nicht ohne spaßhaften Zwischenfall. Srgend ein unglückseliger Mann mochte mit einem Ladegriff etwas zu spät gekommen sein und das empörte den commandierenden rangsältesten Hauptmann des Jäger = Bataillons so sehr, daß er trotz der anwesenden österreichischen Officiere auf den schuldigen Anatolier in schmucker Parade hintrat, ihm ein dröhnendes „Eschek!“ (Esel) zurief und als Züchtigung für seine gottvergeßene Verspätung eine schallende Ohrfeige versetzte. Ich befah mir später die schwielige Rechte des braven Hauptmanns, als ich ihm für das gebotene Exercitium dankte, und kann heute noch versichern, daß der physiologische

Effect jener Ohrfeige ein ganz außerordentlicher gewesen sein muß.

Dergleichen hatte ich allerdings in Prisren nicht zu erwarten, denn man versicherte mir, daß das Regiment Ali Bey's zu den musterhaftesten der türkischen Armee gehöre. Obwohl es sich zumeist aus Albanien rekrutierte, so zählte es doch auch Araber und Anatolier in seinen Reihen, die während der verschiedenen Wanderzüge des Regiments demselben zugewachsen waren. Dr. Hofmann, der einzige und darum auch allgemein beliebte Arzt in Prisren, lobte die für eine türkische Abtheilung ganz ungewöhnliche Bewaffnung, Bekleidung und regelmäßige Verpflegung des Regiments Ali Bey's; der Sold sei allerdings mit neun Monaten im Rückstande, aber das gehöre nun einmal zu der gleichsam vorschriftsmäßigen Einrichtung der türkischen Kriegsverwaltung. Ich hatte also alle Ursache, auf die morgige Militär-Parade im Castell von Prisren neugierig zu sein.

Am nächsten Tage, halb 8 Uhr früh, erschien mit Dr. Hofmann ein junger Mülasim ewel (Oberlieutenant) bei mir, meldete sich gleichsam als Ordonnanz-Officier und daß er den Befehl erhalten habe, uns zur Parade zu geleiten. Er redete etwas slavisch, ebensoviel französisch und handhabte in beiden Sprachen die gewöhnlichsten Begrüßungsformeln und anständigen — Flüche mit bemerkenswerter Leichtigkeit. Außer den etwas geplatzen und durchgeschwitzten Glacéhandschuhen, dem rostigen Säbel und der abgetragenen Uniform war seine Adjustierung ganz tadellos. Die blankgeschauerten Tapferkeits-Medaillen an seiner Brust, die er von seinem Vater geerbt hatte,

stachen in wohlthwendster Weise von den mattglänzenden Uniformknöpfen ab. Dr. Hofmann mochte meine Gedanken errathen haben, denn er meinte: „Wie gefällt Ihnen der Herr Oberlieutenant? Ich versichere Sie, ein türkischer Officier kann unmöglich noch netter aussehen.“

Nach dem allgemein herumgereichten Kaffee — für mich war es infolge der häufigen Besuche der fünfte an diesem Morgen — machten wir uns in Parade-Uniform zum neugierigen Ergötzen von Groß und Klein in Prisren auf den Weg, der in etwas schadhafte und schotterigen Serpentinaen zum Castell hinaufführt. Wir hatten bei den scharfen Wendungen des steilaufsteigenden Weges immer Gelegenheit, die abwechslungsreiche Umgebung der amphitheatralisch am Nordabhange des Castellhügels ansteigenden Stadt zu betrachten. Hinter uns der schneebedeckte, massige Schardag; vor uns im Norden das weit ausgedehnte Ansefeld mit seinen großartigen historischen Erinnerungen an das blutige Ringen am 27. Juni 1389, wo der Halbmond über das serbische Kreuz siegte. Es ist vielleicht kein bloßer Zufall, daß dieses von unbedeutenden Hügeln unterbrochene Feld zugleich eines der interessantesten geographischen Objecte der Türkei ist. Es bildet nämlich trotz seiner absoluten Seehöhe von kaum 600 Meter einen Theil der sonst so mächtig sich erhebenden Wasserscheide zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere.

Unter solchen Reden und Gedanken, mitunter spasshafter Natur, welche Dr. Hofmann bald über den Weg, bald über die ober uns herunterlugenden alten Castellgeschütze und strammen Schildwachen zu führen wußte,

kamen wir bald zum Castellthor, wo uns der älteste Stabsofficier des Regiments mit seinem Adjutanten erwartete und begrüßte. Der Schnarrposten rief aus Leibeskraften die Thorwache ins Gewehr und als wir, diese begrüßend, in die Thorhalle traten, schlug die im Hofe aufgestellte Regimentsmusik, ebenfalls aus Leibeskraften, den Generalmarsch ein; der neben ihr aufgestellte Fahnen-träger nahm die Regimentsstandarte so hoch, als ob es nach europäischen Begriffen gälte, einen Prinzen zu begrüßen.

Wir waren nicht wenig erstaunt ob der außergewöhnlichen Aufmerksamkeit, welche uns Ali Bey damit bereitete, und wenn ich sie im Augenblicke meines Eintrittes in den Castellhof nicht ganz nach Gebühr würdigen konnte, so lag die Hauptschuld wohl nur an der türkischen Militärmusik, welche durch die wahrhaft erschütternde Thätigkeit ihrer Querpfeifer und Trommelschläger jede maßvolle europäische Regung verhinderte. Die stolz erglänzenden Mienen meiner Gastgeber nöthigten mich, die momentanen Empfindungen meines orientalisches in Anspruch genommenen Trommelfells unberücksichtigt und noch einige Tacte des türkischen Generalmarsches über mich ergehen zu lassen. Und als ich mit des Europäers über-tünchter Höflichkeit den wackeren Spielleuten abwinkte und dem Commandanten für den solennen Empfang dankte, schien er überzeugt, daß seine begeisterte Stimmung auch in meiner Brust einen Widerhall gefunden habe.

Mit summenden Ohren, aber freundlich überraschten Gemüthes, trat ich, von dem Oberstlieutenant geleitet, in das nächste Kasernzimmer, wo uns etwa

sechzig Mann in zwei gegenüberstehenden Reihen in strammster Habt-Acht-Stellung erwarteten. Jeder Mann stand vor seiner auf dem Fußboden flach hingebreiteten Liegestätte, welche sich weniger durch ihre Reinlichkeit als durch die Genügsamkeit auszeichnete, mit der sich ihrer der Soldat bedienen mußte. Die wettergebräunten sehnigen Gestalten folgten wild-ernsten Blickes unseren Fragen oder verbindlichen Redensarten; jeder Asker trug sein hoherhobenes Haupt mit so viel Stolz, als ob sämtliche Marschälle Europas auf ihn herniederblickten. Neben aller wirklich barbarischen Wildheit, welche uns aus den Gesichtern der Soldaten entgegentrat, waren doch auch Züge ursprünglicher Gutmüthigkeit und geistig regsamen Lebens zu erkennen, welche in ihrer Gesammtheit den guten kriegerischen Ruf des türkischen Soldaten begründet haben.

Als wir aus dem ersten Kasernzimmer wieder in den Hof hinaus traten, schlug die unbarmherzige Regimentsmusik wieder ein und verstummte erst nach unserem Verschwinden im nächsten Zimmer, wo uns der freundliche Oberstlieutenant mit dem Zustande der türkischen Gewehre, Esßschalen und anderer Ausrüstungsgegenstände in eingehendster Weise bekannt machte. Wohlerhalten und rein waren die Dinge nicht, obwohl, wie mir Dr. Hofmann erzählte, die ganze Garnison in der letzten Nacht kein Auge zudrücken durfte und so viel putzen und flicken mußte, wie sonst nicht von einem Jahresfeste zum anderen.

Als ich den treuherzigen Oberstlieutenant fragte, wie seine Truppe mit den neuen Hinterladern zufrieden sei, meinte er: „Sie schießen recht gut, aber unsere

Himmel werden bald fertig mit ihnen. In acht Tagen, nachdem wir die Gewehre gefasst hatten, war die Hälfte davon unbrauchbar und wir mußten wieder alte Flinten für sie requirieren.“ Die Äußerung, so naiv sie auch gegeben war, spricht für die bei der türkischen Armee wiederholt gemachte Erfahrung: daß Henry-Martiny's Gewehre und Krupp's Geschütze in der Hand unbeholfener Soldaten mit der Zeit die Hälfte ihrer Gefährlichkeit verlieren.

Nach der Parade, die ohne bemerkenswerten Unfall zu Ende gieng, mußten wir in Gesellschaft aller Regimentsofficiere dem Oberstlieutenant nach seiner Kasernenwohnung folgen, wo er uns allen Kaffee und Süßigkeiten reichen ließ, während die Officiere zuerst plaudernde Gruppen bildeten und dann mit Stolz meine wohlgefezte Dankesrede vernahmen, welche ihnen der Oberstlieutenant mit orientalischem Schwung verdolmetschte.

Auch wenn ich von dieser heiteren Episode absehe, gehörte mein Aufenthalt in Prisen zu den angenehmsten, die ich in Albanien gehabt habe. Dazu trug nicht wenig die herzliche Aufnahme bei, die ich, wie schon einmal erwähnt, in dem Hause des österreichischen Consuls F. Pippich und seiner geistvollen Gemahlin gefunden habe. Man kann nicht mehr Freude und Vergnügen empfinden, als wenn man mitten in der Wildnis und Einöde ein europäisches Haus findet, wo heimische Sitte und Liebenswürdigkeit über die Mühsale und Widerwärtigkeiten der fremdartigen Umgebung hinwegzuhelfen suchen.

4. Unter den Mirditen.

„In neun Stunden sind wir in Droschi, dem Hauptorte der Mirditen,“ versicherte mich mein Dragoman, als wir, von Prisren kommend, auf der Bezierbrücke den Drin überschritten. Unsere Tragthiere hatten einige Mühe hinüberzukommen; die Kiriadschis (Pferdetreiber) mußten bald an den Halstern, bald an dem balancierenden Gepäck Stütze suchen, damit sie auf dem glatten Pflaster nicht ausglitten. Die Bezierbrücke ist aber auch eine Bogenbrücke ganz eigenthümlicher Art. Sie sieht aus, als ob ein eigensinniger Baumeister einen massiven Winkelhaken aus Granit über den Fluß gespannt und sieben stützende Bogen darunter gezogen hätte. Die Brückenbahn steigt in Stufen bis zur Mitte an und fällt mit ihrem unregelmäßigen Würfelpflaster wieder gegen das jenseitige Ufer ab. Der Drin schleppt seine trüben Wässer darunter weg und eilt später den zerflüfteten Felswänden zu, welche das schneebedeckte Profleta- und das Ermeja-Gebirge beiderseits bilden.

„In vier Wochen ist der Drin nicht mehr so trübe, wie heute nach dem Regen der letzten Woche,“ meinte der Dragoman, als er bemerkte, daß ich über das massive Steingeländer hinweg die Baumäste und Holztrümmer beobachtete, welche der Fluß mit sich führte. „In vier Wochen ist der Jahrestag der Schlacht am Amselfelde und da färbt sich der „weiße Drin“ blutroth, aus Trauer über die vor 500 Jahren gefallenen serbischen Helden,“ setzte mein Dragoman Djuro, ein geborener Montenegriner, traurig hinzu.

Wir hatten wohl keine Zeit, uns von der Wahrheit dieser serbischen Sage zu überzeugen; wir waren vorläufig zufrieden, ohne Unfall an das jenseitige Ufer, wo das Straßenwirthshaus Bezier-Han liegt, zu gelangen. Vor dem Han liegt noch eine alte Karaula, in welcher Saptiehs die steilen Pfade nach Scutari und ins Wirditenland bewachen. Wir hielten vor der Karaula; meine Anruaten riefen aber nach dem Wirt, der uns während der kleinen Rast mit schwarzem Kaffee versorgte. Der gute Mann hatte uns eben nicht viel mehr Genießbares vorzusetzen. Unser Saptieh, der uns von Prisren her begleitete, war mittlerweile in die Karaula getreten, um dem Commandanten der Wache zu melden, dass wir nach Droschi wollten. Derselbe, ein Tschauich (Feldwebel), stolperte bald über die hölzernen Stufen seiner Behausung mit dem landesüblichen Gruße: „Salem alejkum!“ zu uns herab.

„Effendim, ich werde Dir zwei Wirditen als Begleiter mitgeben müssen, die ich unter meinen Saptiehs habe. Es ist eine wüste, unsichere Gegend, durch die Ihr müsst, und was von Scutari oder Prisren kommt, ist bei den Wirditen nicht gerne gesehen. Seit ich in dieser Karaula bin, und das sind 12 Jahre, hat kein „Franke“ nach Droschi verlangt.“ Schwarzer Kaffee und türkischer Tabak hatten gar bald den Tschauich friedlicher gestimmt, zumal ich ihm sagen ließ, dass mich die „Fürstin“ der Wirditen, Marangela, schon in Scutari durch den österreichischen Generalconsul einladen ließ, nach Droschi zu kommen. In einer Viertelstunde war unsere kleine Karawane wieder in Bewegung, denn wir hatten Eile

weiterzukommen, wollten wir am selben Tage selbst auch nur unter albanesischen Menschen übernachten.

Der Saumweg führte uns in vielen Krümmungen längs der steilen Abhänge des Katschnjori zwischen Eichen-
gestrüpp und sonnenverbrannten Hutweiden hinauf. In vier Stunden waren wir auf einem 1500 Meter hohen Sattel gelangt, der uns den ersten Einblick in das eigentliche Mirditenland gestattete. Im Westen deutete ein blauer Streifen die ferne Adria an; vor uns lagen wilde, tief eingeschnittene Thäler, deren graue Karsthänge nur stellenweise dunkle Fichtenwälder bedeckten.

Ein einfaches, unbehauenes Steinkreuz steht an dem eigentlichen Gebirgs-Übergange, das, wie manches Wahrzeichen in Albanien, seine tragische Geschichte hat. „Das Kreuz haben Mirditen aus dem Dorfe Wendsche, welches wir vor zwei Stunden im Thalgrund erblickten, errichtet,“ erzählte einer unserer Begleiter. „Ein Vater hat hier vor vielen Jahren seine Tochter getödtet, weil sie sich von einem Arnauten entführen ließ. Die Dorfbewohner wollten sie nach der Landessitte steinigen, der Vater schleppte aber sein Kind hieher und erschlug es. Den Arnauten traf er zwei Tage darauf im Walde und erhenkte ihn am nächsten Baume.“

War der Saumweg bis zum Katschnjori-Sattel langweilig gewesen, so wurde er an den felsigen und schotterigen Wänden des Fandi-Thales geradezu ungemüthlich. An der einen Stelle war er kaum etwas mehr als eine Handbreit in das zerbröckelnde Gestein gehauen, an einer andern Stelle führte er über eine Schottermurre hinüber, in der jeder Fußtritt seine Spur zurückließ.

Knapp unter uns fiel die Thalwand mit überhängenden Felsblöcken zum tosenden Fandi hinab. Auf solchen Wegen, wie sie nur die nordalbanesischen und macedonischen Hochgebirge aufweisen, lernten wir den Instinct und die Geschicklichkeit der türkischen Pferde kennen. Diese stolpern vielleicht, wenn sie schläfrigen Ganges dem Zuge einer Hauptstraße folgen, aber sie werden keinen falschen Schritt thun, wenn sie den gefährlichsten Gebirgspfad erklimmen sollen. Der Arnaut lässt seinem Pferde gerne die Zügel ganz nach; das kleine Thier streckt dann, wie auf dem Boden suchend, den Kopf vorwärts und tastet mit den Vorderfüßen um so vorsichtiger auf dem zerbröckelten Pfad umher, je gefährlicher der Absturz ihm zur Seite ist. Ich habe nie ein türkisches Pferd auf Gebirgswegen straucheln gesehen.

Nach drei Stunden, es war schon die Sonne hinter die himmelhohen Felszacken getreten, wateten unsere Pferde und Kiriadshis durch den Fandi. Nach und nach trafen wir auf einzelne Gehöfte, deren Wohnhäuser mit Maisstroh gedeckten Blockhäusern glichen. Halbnackte Kinder standen vor den finsternen Hauseingängen und glockten uns nicht minder verwundert an, als mancher Mädchenkopf, der uns neugierigen Blickes aus den niedrigen Fenstern des Blockhauses folgte. Nicht minder erstaunt thaten die männlichen Hausbewohner, welche Mühe hatten, die knurrenden Hofhunde zur Ruhe zu weisen. Schaf- und Rinderherden, der einzige Reichthum der Mirditen, trotteten an uns vorüber — die Thiere nicht minder verblüfft als ihre zerlumpten Hirten.

Es war finstere Nacht geworden, als wir im Pfarrhause des Dorfes Fandi, welches nach dem Haupt-

flusse des Landes benannt ist, gastliche Aufnahme fanden. Die einzige Glocke des kleinen Kirchleins rief in hellen Tönen zum letzten Gebet, als uns der auf unsere Ankunft ganz unvorbereitete Hausherr entblößten Hauptes in seine Behausung geleitete. Es genügte dem einfachen Manne die Erklärung: daß wir vom österreichischen Consul in Scutari nach Droschi empfohlen seien und daß wir die Absicht hätten, am nächsten Tage der „Landesfürstin“ unsere Aufwartung zu machen. In aller Eile mußte das Hausgesinde, es waren nur Männer, alle Schätze der Vorrathskammern durchsuchen, um ein schmachtendes Mirditenmahl zu bereiten. In einer Stunde deckten Lammfleisch in mehrfacher Zubereitung, gekochtes Gemüse, Schaffkäse und schwarzer Mirditenwein die weiße Tafel. So manche Cigarette, zumeist aus meiner Tabakdose, wurde zu Rauch, bis wir uns zur Nachtruhe begaben. Der Pfarrer, als einfacher Landmann beim Bischof von Durazzo zum geistlichen Amte herangebildet, schüttete mit den stärksten italienischen Superlativen sein Lob über die Größe und Herrlichkeit Oesterreichs aus. Aus dem tiefsten Herzen war sein oft wiederholter, schwermüthiger Spruch gemeint: „Was wären wir Katholiken in der Türkei, wenn Oesterreich nicht für uns sorgte!“

Noch in der Nacht hatte Don Ante, so nannte die Bevölkerung den Pfarrer, einen Boten ins Serail nach Droschi geschickt, um unsere Ankunft für den nächsten Tag anzumelden. Es war ziemlich spät geworden, als wir uns am folgenden Morgen in die Sättel schwangen. Don Ante hatte mittlerweile schon seine Messe gelesen; wie er sagte, für uns, da wir nicht versäumt hatten,

mit einem entsprechenden Obolus zur Bereicherung der Kirchengüter von Fandi etwas beizutragen.

Unsere Karawane hatte schon am frühen Morgen eine bemerkenswerte Vergrößerung erfahren. „Fürstin“ Marangela hatte uns ihren Bruder und Schwager, zwei imposante Männer, nach Fandi entgegengeschendet, welche uns das Ehrengelitte geben sollten. Sie bedauerten, nicht Tags vorher schon in Fandi gewesen zu sein, allein sie hätten uns nach der Weisung der „Fürstin“ an der anderen Landesgrenze bei Turja erwartet. Wir drückten vermittelst des Dolmetsch nicht minder unser Bedauern aus und machten uns auf den Weg, der, an der Wand des Mali = Schejnt (Heiliger Berg), vielleicht noch halbsbrecherischer war, als derjenige, den wir nachmittags vorher kennen gelernt hatten.

In etwas mehr als zwei Stunden trafen wir im „Serail“ in Droschi ein. Dasselbe besteht aus einer Anzahl massiver Gebäude, die insgesamt Schußscharten tragen und von einer hohen Umfassungsmauer mit Zinnen umgeben sind. Vor dieser ist ein etwa vier Meter tiefer Graben gezogen, den man nur auf einigen Zugbrücken überschreiten kann. Das Serail nimmt sich in seiner erhöhten, beherrschenden Lage wie ein mittelalterliches Raubritterschloß aus, das übrigens in diesem Lande vollkommen am Platze ist. Der vorletzte Schloßherr Bib Doda verhielt sich gegen sein Volk, wie gegen den Pascha in Scutari gleich einem Raubritter ohne Furcht und Tadel. Er zahlte weder Steuern noch Abgaben an die Pforte und hatte er Streit mit den türkischen Arnauten oder selbst mit dem Wali von Albanien, so

verstand er es jedesmal seine Feinde mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Die Pforte verlieh ihm den Titel eines Pascha, allein Bib Doda ließ sich nicht erweichen; er bestätigte nur dankend diesen Ehrentitel. Innerhalb seines unabhängigen Ländchens hielt er mit drakonischer Strenge an den Traditionen seines Volkes fest, freilich nur solange, als es ihm frommte.

Dies beweist wenigstens seine Ehe mit einem Türkenmädchen — ein Fall von umso merkwürdigerer Art, als die Mirditen es sogar vermeiden, in andere Christenstämme zu heiraten. Bib Doda war während seiner kleinen Raubzüge öfter in das mohamedanische Dorf Turja gerathen, wo er ein Mädchen von seltener Schönheit fand. Bei günstiger Gelegenheit überfiel er Turja, führte das Mädchen mit sich, ließ es unter den Namen Maria Angela taufen und nahm es zum Weibe. Nur ein Mann von der Unerfrohenheit Bib Doda's konnte es wagen, die Traditionen seines Volkes zu brechen und jeder bezüglichen Reclamation der Pforte mit einer verächtlichen Antwort zu begegnen. Im Jahre 1869 ist Bib Doda einer verrätherischen Mörderhand zum Opfer gefallen und ich habe im Jahre 1873 Marangela — so nennt sie das Volk — als Witwe von etwa fünf- und vierzig Jahren getroffen.

Als wir über die Zugbrücke des Hauptthores in den Hofraum des Serails traten, präsentierte die ganze Leibgarde der Fürstin ihre alten Feuersteingewehre. Es war so manche wilde, verwegene, aber auch so manche gutmüthig aussehende Gestalt unter diesen sehnigen Gardisten, welche die allgemeine Tracht der albanesischen Gebirgs-

bewohner trugen: Spanken, enganliegende Beinkleider und die halboffene Sacke aus schwerem Schaffwollstoff, endlich den unvermeidlichen Fes. Marangela begrüßte uns freundlich auf der Hausflur, reichte mir die Hand und schüttelte sie in herzlichster Weise. Die Frau war nicht mehr schön zu nennen, obwohl sie sich offenbar besser erhalten hatte, als sonst die Frauen im Oriente. Sie lächelte, als sie bald zum Dolmetsch, bald zu uns gewendet sprach, fortwährend in verbindlichster Weise, nickte sehr gefällig mit dem Kopfe, wenn wir antworten ließen, und hob mit stolzer Klugheit die Brauen über den dunklen, kleinen Augen, wenn sie irgend ein europäisches Compliment entgegennahm.

Der sympathische, ganz merkwürdige Eindruck, den diese Frau, weit ab von aller Cultur und Gesittung, auf mich machte, gehört zu jenen Eindrücken, welche man ob ihrer unerwarteten Seltsamkeit nicht zu vergessen pflegt. Ich habe nur noch eine Frau getroffen, welche, trotzdem sie ebenfalls die Grenzen ihres wilden Landes niemals überschritten hatte, die Erscheinung tactvoller, im Herzen wirklich gebildeter Weiblichkeit an sich trug. Es war dies die Fürstin Milena von Montenegro, der ich im Jahre 1869 im Konak von Cetinje begegnete.

Denselben Ausdruck europäisch anklingender Heimlichkeit trug auch die innere Einrichtung des Serails von Droschi. Wir fanden heimliche Gemächer mit Betten, Stühlen, Tischen, Teppichen — alles Erzeugnisse einzelner erwerbsfleißiger Mirditen, welche Bib Doda in Scutari zu Handwerkern heranbilden ließ. „Fürstin“ Marangela ließ es an keiner Aufmerksamkeit fehlen und was sie aus den

Erzählungen des Kloster-Abtes von Droschi als europäisches Bedürfnis kannte, wurde uns mit besonderer Lieblichkeit geboten. Selbst die Tafelfreuden, welche man uns während eines zweitägigen Aufenthaltes bereitere, enthielten bei allem landesüblichen Charakter Details von ausgesprochen europäischer Stimmung.

Niemals fehlte Don Abbate Grasnitsch, der tagsüber mit der ganzen Urbanität, die einem albanesischen Abt nur zu Gebote stehen kann, die vermittelnde Rolle eines gewissenhaften Dolmetsch versah. Bei Tisch behandelte er den schweren Mirditenwein, der in Droschi ganz vorzüglich geräth, mit besonderer Aufmerksamkeit. Sein respectables Embonpoint, wie das geröthete Gesicht rührten gewiß nicht aus der Zeit, da er bei der Propaganda fide in Rom die erste geistliche Bildung erhielt; der würdige Abt sprach mit weit mehr Entzücken von der Geistlichkeit des Franciscanerklosters in Wien, wo er vor vielen Jahren selige Tage zugebracht haben mochte.

Unsere Tischgespräche drehten sich meist um die Sitten und Gebräuche der Mirditen. Die „Fürstin“ — der Titel rührt von einer älteren Courtoisie der Consuln in Scutari her, — wie der freundliche Abt bedauerten mehrmals, daß ihre Unterthanen eine so unüberwindliche traditionelle Abneigung gegen jede Arbeit besitzen. Besitzstörungen jedweder Art liegen ihnen viel näher, und doch seien die Mirditen deshalb nicht wohlhabender geworden. Es gibt keine Besitzung im Lande, die man mit Grund und Vieh nicht um tausend Gulden aufwiegen könnte. Das liebe Vieh sei der Hauptreichthum des Landes und die Mirditen lieben es so sehr, daß sie das Salz, den

einzigem Artikel, den sie außer Land erwerben müssen, nicht so sehr für sich als für die Hausthiere als Nahrungsmittel benützen. Die Mirditen verlegen sich daher auch vielmehr auf Mais, Käse und Milch, als auf Fleischnahrung.

Eine wehmüthige Wendung nahm immer das Gespräch, wenn das Schicksal der Kinder Marangela's berührt wurde. Eine Tochter von gerade nicht gottbegnadeter äußerer Erscheinung lebte als Nonne im Kloster von Scutari und der Sohn Prenk, welcher damals (1873) zum Gegenstand politischer Transactionen zwischen der Pforte und den Mirditen geworden war, befand sich in Constantinopel in Pflege und Erziehung türkischer Reichswürdenträger. Marangela bedauerte mit Thränen im Auge, daß sie 1870 nicht vorausgesehen, daß Prenk nur als Geißel in die gnadenvolle türkische Erziehung genommen worden sei.

Seit jener Zeit, da ich in Droschi gewesen, ist Prenk bereits von Stambul nach Albanien zurückgekehrt und er hat mit Hinzusetzung des väterlichen Namens als Prenk Bib Doda von seinem Ländchen förmlich Besitz ergriffen. Seit vier Jahren ist sein Name viel genannt worden und vielleicht ist er noch berufen, eine hervorragende Rolle in der modernen Geschichte Albaniens zu spielen. Freilich entbehrt sein bisheriger Lebenslauf großer oder vielversprechender Momente, wie dies bei seinen unmittelbaren Ahnen und den meisten Häuptlingen der Mirditen der Fall gewesen ist.

Prenk Bib Doda's Großvater, Nikol Prenka, der sich im Jahre 1829 während des Krieges gegen Rußland

durch Tapferkeit ganz besonders hervorgethan hatte, war einer Privattrache zum Opfer gefallen, zu deren Vollstreckung sich sein leibhafter Better Skander hergab. Nikol's Witwe verlor aber ihre Zeit nicht mit Wehklagen, sondern begann gegen die Familie des Betters sofort eine Reihe von Mordthaten, die erst dann zum Abschlusse kamen, als auch Skander und dessen beide Söhne in ein besseres Jenseits befördert waren. Unter solchen Umständen war die Berufung von Nikol's Sohn, des minderjährigen Bib Doda, zum Herrn von Droschi eine That, die füglich nicht ohne gefährliche Nachwehen bleiben konnte. In der That stellten die Verwandten und Freunde Skander's der entschlossenen Witwe unablässig nach dem Leben und diese mußte sich mehrere Jahre lang in einer Höhle verborgen halten, welche sie nur zeitweilig und dann nur unter Anwendung der größten Vorsicht zu verlassen wagte.

Mittlerweile hatte Bib Doda geheiratet, doch blieb die Ehe kinderlos. Wenn er sich scheiden ließ, durfte er als Katholik nicht wieder heiraten. Die Fürstin=Mutter brachte aber auf ihre Art die Dinge schnell ins Reine: sie nahm eine Flinte und schoß die Schwiegertochter todt. Aus der zweiten Ehe mit dem getauften Türkenmädchen Marangela entsproß ein Sohn, der jetzige Capitän der Mirditen, Prenk Bib Doda.

Noch vor diesem Ereignisse hatte namentlich eine Rücksichtslosigkeit Omer Paschas die Mirditen störrisch gemacht. Omer Pascha hatte in seinem Feldzuge gegen Montenegro 1852 die Mirditen derart exponiert, daß sie sammt ihrem Führer Bib Doda in montenegrinische

Gefangenschaft geriethen. Nach der Entlassung in die Heimat wirkte in Bib Doda's Seele der verhaltene Groll so intensiv nach, daß er beim Ausbruche des Krimkrieges sich weigerte, dem Sultan das vertragsmäßige Contingent ins Feld zu stellen. Nach dem Kriege nahm die Pforte die Verhandlungen mit Bib Doda wieder auf, indem sie ihm zusagte, die volle Autonomie des Bergländchens neuerdings ins Leben treten zu lassen. Bib Doda gieng in die Falle und verfügte sich nach Scutari, wo er eines Tages ermordet wurde.

Dies sind in kurzen Strichen die Lebensschicksale Bib Doda's, dessen Sohn, Prenk Bib Doda, unmittelbar hierauf als Geißel nach Constantinopel gebracht wurde, wo er bis zum Ausbruche des letzten Orientkrieges interniert blieb. Ein ganzes Jahrzehnt reclamirten die Mirditen ihren rechtmäßigen Herrn vergebens. Da die Regierung das Vermögen des älteren Bib Doda confisciert hatte, so war der Sohn ganz und gar auf die Gnade des Sultans angewiesen, der denn auch decretierte, daß dem jungen „Fürsten“ monatlich Subsistenzmittel in der Höhe von 30 türkischen Livres auszufolgen seien. Daß diese Erhaltungskosten von Seite der Regierung sehr unregelmäßig und unvollständig geleistet wurden, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Der kaum erst den Knabenschuh entwachsende Prenk hatte einen Dalmatiner (K—c) zum Mentor. In den Jahren 1870—1876 bewohnte der junge Prenk einen Konak in Pera, wo er unbegrenzte Gastfreundschaft übte, namentlich den zahlreichen Landsleuten gegenüber, die immer in größerer Anzahl in der Sultansstadt ihr Fortkommen suchten.

Besonders glänzend war übrigens diese Art Hofhaltung, wie sich leicht denken läßt, nicht, und Prenk gerieth schon aus dem einfachen Grunde häufig in finanzielle Klemmen, weil er für seine hilfsbedürftigen Landsleute, so weit es in seinen Kräften lag, allemal offene Hand hielt. Für seine Ausbildung hatte Prenk dadurch gesorgt, daß er sich als externer Hörer des Lyceums von Galata-Seraj inscribieren ließ. Hier eignete er sich außer den nothwendigsten Elementarkenntnissen auch die der italienischen, türkischen und französischen Sprache an.

Die Ereignisse des Jahres 1876 hatten auch den jungen Mirditen-Capitän halb und halb fortgerissen. In, in den Conspirationen, welche der Entthronung des Sultans Abdul Aziz' vorangiengen, spielte Prenk sogar eine gewisse Rolle. Die Leiter der Verschwörung hatten nämlich vorgesorgt, daß Prenk mit sämmtlichen in Constantinopel weilenden katholischen Albanesen, 600 an der Zahl, den Prinzen Murad Effendi zu vertheidigen hätte. Als Belohnung dafür war die Aufhebung des Exils Prenk's in Aussicht gestellt. Da aber die gefolgten Ereignisse die Mithilfe Prenk's nicht nothwendig machten, so hielten sich auch die Türken nicht mehr für verpflichtet, ihr Versprechen einzulösen. Alle Vorstellungen von Droschi aus, namentlich jene von Seite des Dufels, Prenk Marku, blieben erfolglos. Endlich hob Sultan Abdul Hamid das Exil auf und Prenk Bib Doda reiste nach Droschi. Bei dieser Gelegenheit wäre er fast dem gleichen Schicksale wie sein Vater verfallen. Es gelang nämlich dem Gouverneur von Scutari, Prenk Bid Doda zu sich zu locken, und nach einigen Tagen stellten sich bei diesem Symptome einer

ziemlich starken Vergiftung ein. Ein italienischer Arzt rettete dem jungen Manne das Leben und Prent flüchtete bei Nacht und Nebel nach Droschi.

Prent Bib Doda steht heute im Alter von etwa 25 Jahren und sieht nach einer aus dem Anfange des vorigen Jahres herrührenden Photographie weniger einem Capitän der wilden Mirditen, als einem verkleideten zarten Effendi gleich. Das bräunliche, etwas längliche Gesicht, der sinnende Blick, der kleine Schnurrbart nehmen sich unter der weißen Mirditenkappe ziemlich seltsam aus. Die Weste, ähnlich jener der Montenegriner, der nur bis an die Hüften reichende, mit langen und weiten Ärmeln versehene Oberrock, der Gürtel, hinter dem zwei silberbeschlagene Pistolen und ein Katagan stecken, die unter dem Knie zusammengeschnürten Pumphosen, die das Unterbein bedeckenden und am Vorderfuße gespaltenen Samaschen — all das ist über und über mit Goldtressen und Schnüren benäht, so daß das Roth und Blau des Costümes nur stellenweise sichtbar wird. In der linken Hand trägt Prent einen echten Türkenäbel, dessen Griff und Scheide reich verziert und vergoldet sind — alles in allem mehr eine prächtige, als eine wahrhaft nationale Erscheinung. . . .

Verlassen wir nun Droschi, die Mirditen-Residenz, und wenden unsere Schritte in südöstlicher Richtung, um aus dem wilden und interessanten Ländchen in der Richtung gegen Durazzo wieder an die Seeküste zu gelangen. Ein schlechter Saumweg führt durch hochstämmigen Wald, an Schluchten und Abstürzen vorbei, nach der nächsten und einzigen Nachtstation Ksela-Exere, die uns

Don Pasquale im Auftrage der Mirditen-Fürstin so bequem als möglich einzurichten hatte.

Er ist ein junger, hochgewachsener Mann, der Pfarrer Don Pasquale von Ksela-Spere. Sein Pfarrhof steht auf lichter Höhe, zur Rechten eines hohen Gebirgsüberganges, den die Mirditen ersteigen müssen, wenn sie aus ihrer Residenz Droschi nach Durazzo wollen. Links vom Wege steht ein graues Kirchlein ohne Thurm. Die Glocke hängt frei wie bei den venezianischen und dalmatinischen Dorfkirchen; ihr heller Klang reicht weit in die beiden Thäler hinab, die man vom Pfarrhose aus nach vor- und rückwärts ohne Mühe einsehen kann. Neben dem Pfarrhause stehen drei Buchen, im Hofe zwei Wirtschaftsgebäude, dahinter ein Gemüsegärtchen — alles sauber umzäunt mit einer wilden Hecke, in der gackernde Hühner ihr Unwesen treiben. Auch einige Koch Feld und ein Stückchen Hochwald gehören zum Pfarrhof. Alles zusammen genommen bildet eine kleine Musterwirtschaft im wilden Mirditenlande.

„Don Pasquale ist ein frommer und merkwürdiger Mann,“ sagte Don Abbate Grasnitsch, der Vertraute der Mirditen-Beherrscherin Marangela, zu mir. „Wir werden Euch heute noch durch einen Boten bei ihm ansagen lassen; es wird Euch in Ksela an nichts fehlen, als ob Ihr in Europa daheim wäret.“

Man darf einem Albanesen nicht alles glauben, selbst wenn er die Franciscaner Kutte trägt. Diesmal aber hatte der Abbate wirklich die Wahrheit gesprochen; denn man findet weit und breit im Türkenlande keinen Pfarrer mehr, wie Don Pasquale von Ksela-Spere einer ist. Dafs

er gut italienisch spricht, ist gerade kein Wunder, denn die meisten katholischen Pfarrer in der Türkei wurden von der Congregatio de propaganda fide in Rom erzogen. Aber auch diejenigen, welche es in der Heimat vom Messner bis zum Pfarrer bringen wollen, müssen das Belfsche im Dienst gebrauchen und lernen es schon deshalb, um sich von dem gewöhnlichen Mann auf das vortheilhafteste zu unterscheiden. Don Pasquale aber versteht nicht nur das Italienische, sondern auch all das, was in seinen lateinischen Messbüchern steht. Wie man mich weiter versicherte, weiß er seinen Pfarrkindern Predigten zu halten, das ihnen jedesmal angst und bange wird vor ihrer Wildheit und Verworfenheit. Sie gehen immer tief zerknirscht aus der Predigt, und wenn sie trotzdem die Alten bleiben, so ist das auch kein Wunder. Sie dürften eben nicht Arnauten und Mirditen sein und nicht den ehrlich gemeinten Vorwurf Don Pasquale's: „O che bestie!“ verdienen. Don Pasquale kennt eben seine Pfarrkinder sehr genau.

Außer Don Pasquale leben nur noch drei Menschen auf dem Pfarrhose von Ksela-Epere. Ein wilder Junge, der alle Tage die Ziegen auf die Weide treibt; ein altes Weib, das die Küche und den Garten besorgt, und endlich ihr Sohn, welcher Messner, Bote und alles das ist, wozu man einen klugen Mann auf einer Mirditenpfarre brauchen kann. Er hat nicht nur fünfmal des Tages die Glocke zu läuten oder dem nächsten Pfarrer einen Brief zu überbringen, es wird ihm weit öfter noch der Auftrag, von den Leuten den Zehent einzufordern, und gerade in diesem Punkte sind die Mirditen die schwerhörigsten Pfarrkinder von der Welt. Gottes Wort ist gewiß eine schöne und nothwendige Sache

aber es kostet Geld oder doch Geldeswert, und das können dem Mirditen nur die Ziege oder die Flinte mit dem Feuersteinschloß herbeischaffen. Der Pfarrer meint zwar, daß für Raub und Mord in der Hölle schreckliche Strafen ausgesetzt sind — und das wird auch so sein — aber der Mirdite soll doch leben, dem Pfarrer den Zehent entrichten, und der fromme Don Pasquale fragt doch niemals, woher man's nimmt. Jedermann sieht daher ein, daß der Messner von Ksela-Epere ein kluger Mann sein muß. . .

Es war ein lauer Sommerabend, da ich, von den angesehensten Mirditen aus Droschi begleitet, im Pfarrhofe von Ksela-Epere eintraf. Der Messner hielt mir ehrerbietig den Bügel, als ich vom Pferde stieg, und Don Pasquale, welcher in der Hausflur stand, rief mir ein: „Buona sera; ben' venuti!“ zu, als ich ihm die Hand reichte. Er sah mir forschend ins Gesicht; ich ihm nicht minder, denn wir waren ja zwei Europäer, die sich unverhofft in der Wildnis trafen. „Wie kommst du her; was suchst du hier?“ dachten wir wohl beide bei uns. Er schritt voran und öffnete die Thüre seines Hauptgemaches. Eine Petroleumlampe brannte auf dem weißgedeckten Eichentische inmitten des Zimmers. Zur Rechten in der Ecke stand ein bunt überzogenes Bett; zwischen den beiden Fenstern ein Schublackasten mit einem Spiegel, zwei weißblinkenden Leuchtern und einem schwarzen Crucifix darauf. Darüber ein Ecce homo, von einem Öllämpchen matt beleuchtet. Zur Linken ein Gestell, Bücher und italienische Zeitungen darauf; dann noch einige Stühle, eine Schwarzwälderuhr an der Wand und hinter mir in der Ecke ein sauberer, weißer Kachelofen.

Was war natürlicher, als daß ich Don Pasquale meine Verwunderung darüber ausdrückte, eine solche Behausung mitten im wilden Mirditenland zu finden. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit lehnte Don Pasquale des Europäers übertünchte Höflichkeit ab und doch lächelte er zufrieden und selbstgefällig ob meiner Überraschung, die lange kein Ende nehmen wollte. Während ich Handschuhe, Kappe und Schwert ablegte, fiel mein Blick auf eine große Ziehharmonika, auf zwei Albums mit Photographien — wie war all das in den einsamen Pfarrhof von Ksela-Epere hinaufgekommen?

Der Messner trat ins Zimmer und stellte eine Flasche mit rothem Mirditenwein auf den Tisch. Der Pfarrer bot mir den Stuhl und dann seine schwarzlackierte Dose mit Tabak und Cigarrettenpapier. Wir kamen bald in das eifrigste Gespräch; der schwere Rothwein that seine Schuldigkeit.

Mich interessierte der Mann und ich suchte zu erfahren, wie dieser seltsame Zögling der Congregatio de propaganda fide gerade nach Ksela-Epere gekommen war. Ich lenkte zuerst die Rede auf Rom und Italien und seine dunklen Augen erglänzten, da er von Pio Nono, von dem Haupte der katholischen Christenheit, sprechen konnte. Nach einigen Fragen, von wo er daheim wäre und durch wessen Vermittlung er nach Rom gekommen sei, begann Don Pasquale die Erzählung seiner Lebensgeschichte, die ich aus dem Gedächtnisse hier möglichst getreu wiedergeben will.

„Ich war ein armer Hirtenknabe,“ hub der Pfarrer mit einem schweren Seufzer an. „Ich bin kein Mirdite von Geburt, sondern bei Lesch zuhause. Ich bin auch nicht

als Christ geboren. Mein Vater Mahmud lebt heute noch als armer Türke und dient dem Imam (Geistlichen) einer kleinen Moschee in Vesch. So oft der Frühling wiederkehrte, trieb ich, als der jüngste Sohn des Hauses, eine Schafherde, die mehreren wohlhabenden Familien in Vesch gehörte, auf die Almen bei Kalmeti. In Kalmeti wohnte der Bischof der Mirditen, ein edler frommer Mann, der Rathgeber und Helfer für jedermann in der Noth, ohne Unterschied des Glaubens. War es Neugierde oder Zuneigung zu dem allgemein verehrten Manne, ich weiß es nicht — aber jedesmal, wenn die Glocke tief unten zum Gottesdienste rief, zog es mich hinab und gar bald vergaß ich den Freitag, den Feiertag meiner Väter, und stahl mich am Sonntag hinab zur Kirchenpforte, wenn die Christen geschmückt und von allen Seiten zum Gottesdienste herbeiströmten.“

„War die Kirche nicht allzusehr gefüllt, so trat ich wohl auch in das Innere — und am liebsten, wenn der Bischof zu der versammelten Menge sprach, sie ermahnte oder verwies, weil sie Gottes Wort stets zuwider handelte. Ich verstand ihn lange nicht, besonders, wenn er von Liebe zum Nächsten, von Verzeihung dem Sünder sprach; aber eine innere Stimme sagte mir gar bald, daß er jedesmal Recht habe. Wenn ich dann zu meiner Herde zurückkehrte, stritt ich lange in mir, wer größer sei, Allah oder der milde Gott der Christen, Mohamed, der große Prophet in Mekka, oder Jesus, der fromme Dulder, den die Juden und Römer aufs Kreuz schlugen.“

„Als ich dann im Herbst mit der Herde nach Vesch hinabzog, gestielen mir weder die Menschen drunten, noch

das väterliche Haus, noch die schlanke Moschee mit dem kleinen Imam, obzwar er auch ein gelehrter und guter Mann war. An jedem Sonntag stahl ich mich aus dem Hause und gieng zur Messe ins Kloster St. Antonio, am jenseitigen Ufer des Drin, wo Brüder aus dem Orden des heiligen Franciscus das Volk belehrten. Don Giuseppe mit dem klugen Auge und weißen Haar war der mildeste und mir der liebste unter ihnen. Er war als Arzt weit und breit berühmt; selbst Muselmänner giengen zu ihm, wenn sie das böse Sumpffieber allzusehr plagte und wenn die alten Weiber nicht mehr helfen konnten. Meine heimlichen Besuche bei den Franciscanern von St. Antonio blieben kein Geheimnis und mein Vater hatte manch bösen Auftritt mit seinem Herrn, dem Imam, der es nicht dulden wollte, daß ich den schwarzen „Giaurs mit den dicken Bäuchen“ — wie er die Franciscaner zu nennen pflegte — in die Nähe gieng. Ich aber wußte mir immer eine Gelegenheit für die vielen Dienste zu finden, welche ich den Franciscanern ungerufen und freiwillig leistete.“

„So war ich denn ein recht unglücklicher Junge geworden; weder Christ, noch Heide, weder Mensch, noch Thier. Ich bedauerte den Imam, wie meinen armen Vater, die beide nicht wußten, wozu Gott die Welt und die Menschen erschaffen hat — aber am Ende war ich noch schlechter daran als sie, denn ich als Mohamedaner verabscheute im stillen den Koran und den Propheten. So gieng es einige Monate fort und fast wäre ich für immer der unglückselige Hirte geblieben, wenn mich nicht ein Unglücksfall in meiner Familie gerettet und dahin gebracht hätte, wo ich heute bin.“

Don Pasquale hielt einen Augenblick inne. Er nahm das volle Weinglas zur Hand, stieß nach einem leisen „Evviva!“ mit mir an und trank das Glas auf einen Zug aus, als ob er sich zur folgenden Erzählung stärken müßte.

„Signor,“ hub er mit einem schweren Seufzer an, „ich hatte eine Schwester — Gott habe sie selig. Sie war mild und schön wie eine Nachttaube; sie hatte ein Herz voll Liebe und Güte, aber eben darum wurde sie ein unglückliches Geschöpf. . . . Ich sollte Ihnen eine lange, für die Sitten unseres Landes ganz ungewöhnliche Lebensgeschichte erzählen, aber begnügen Sie sich mit dem Ende derselben — sie wollte einem jungen Mohamedaner folgen, den sie als Jugendgespielen von der Straße her schon als Kind gekannt hatte.

So sehr es nach unserer Landesitte eine große Schande ist, ein schwaches weibliches Wesen zu mißhandeln, so wird doch eine Mißrathene fürchterlich bestraft. Sie wird aus dem elterlichen Hause gejagt, verfällt dann nicht selten der Volksjustiz und noch immer kommen Fälle vor, in denen ein solches Mädchen von der empörten Menge gesteinigt wird.“

„Meine Schwester ereilte nicht dieses, aber doch ein trauriges Schicksal. Ihr Freund floh, sie verlassend, in die Berge und niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Man sagte wohl, daß ihn die Hirten von Pulati erschlagen hätten, dann hieß es wieder, er sei im Scutari-See ertrunken — soviel ist aber gewiß, daß bis heute niemand auf seine Spur gerathen ist. Das arme Mädchen hatte aber böse Tage; nur eine Schwester meiner Mutter und ich standen ihr bei, wenn die Mißhandlungen von

Seite der Eltern, Geschwister und Verwandten zu arg wurden und die Ärmste der Verzweiflung nahe war. . . Nach und nach bemächtigte sich ihrer ein unheilbarer Trübsinn, sie verfiel in eines jener bössartigen Fieber, die in unseren Sumpfigegenden nur zu häufig sind, doch niemand pflegte sie als die Schwester meiner Mutter. Ich lief zu den bewährtesten Quacksalberinnen in der Umgebung, wohl auch zu den frommen Patres nach St. Antonio, aber es half kein Mensch, kein Mittel. Die Ärmste, von aller Welt Verlassene und Verstoßene fiel immer mehr ab — und an einem Sonntagmorgen sagte ihre Pflegerin: „Heute geht's zu Ende mit ihr.“

Don Pasquale wischte sich eine Thräne aus den Augen und den perlenden Schweiß von der Stirne.

„Verzweiflung faßte jetzt auch mich, denn ich hatte noch immer Hoffnung auf ihre Wiedergenesung gehegt. Ich betete zu Allah und dann zu dem Gotte der Christen, aber keines der Gebete wollte helfen. In meiner Angst eilte ich aus dem Hause und hinüber in die Messe bei St. Antonio. Ich wollte Don Giuseppe auffuchen, um von ihm ein letztes Rettungsmittel für die kranke Schwester zu erslehen. Ich trat in die hell erleuchtete Kirche; es war ein hoher Festtag der Katholiken, die zahlreiche Menge war festlich geschmückt und lauschte den Worten des Bischofs von Kalmeti, der des hohen Festtages wegen nach St. Antonio gekommen war, die Messe zu celebrieren. Er predigte über jene Stelle im neuen Testament, wo der Evangelist Johannes von dem Weibe berichtet, welches die tückischen Pharisäer vor Jesu geschleppt hatten, um ihn zu versuchen. Die Pharisäer verlangten nach dem Gesetze

Moses', daß das sündige Weib gesteinigt werde, Jesus aber sagte zu ihnen: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ — und die Pharisäer giengen beschämt von dannen. . . .“

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu schildern“ — setzte Don Pasquale seine dramatische Erzählung fort — „wie mich die Worte des Bischofs ergriffen und was ich unter ihnen litt. Und als er die Worte Jesu: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr“ ausgesprochen, überkam mich etwas, was sich nicht schildern läßt und oft die Gewalt eines Glaubens, einer Religion genannt wird. Ich drängte mich durch die dichte Menge hindurch, trat vor den Bischof hin und warf mich vor ihm auf die Knie nieder. Was ich sagte, was ich stammelte, weiß ich nicht mehr, aber die Inbrunst einer verzweifelten Seele, eines zweifelnden Gemüthes sprachen aus mir — und ich verlangte die Taufe, die Aufnahme in den Schoß der katholischen Kirche. Eine Religion, welche sich auch meiner verstoßenen Schwester annimmt, die muß besser sein, als der Glaube an Allah und seinen Propheten. . . .“

„Und zur selben Stunde verstarb meine arme Schwester. Ich aber kam bald nach Rom, wurde zum Priester erzogen, kam unter dieses wilde Volk als Pfarrer und lehre sie seitdem alle Tage, daß es keinen Sünder gibt, aus dem nicht ein guter Christ werden könnte. . . .“

Don Pasquale wischte sich eine Thräne aus dem Auge und ich reichte dem wackeren Priester die Hand, um sie wie die eines guten, seltenen Menschen zu schütteln. Wir traten dann vor den Pfarrhof in die kühle Nachtluft hinaus. Die Sterne erglänzten in süd-

licher Pracht und über die Wipfel des nahen Waldes strich ein leiser Wind als Vorbote des Mondes, der noch hinter den Zweigen verborgen lag.

Am frühen Morgen des folgenden Tages zogen wir mit unserer „fürstlichen“ Begleitung unter strömendem Regen, der nicht länger als dreizehn Stunden währte, die Saumpfade zum Flusse Matija hinab und von dort wieder etwas nordwärts nach dem uralten Städtchen Lesch (Alexander), das die Italiener Alessio nennen.

Lesch besteht aus drei weit auseinander liegenden Häusermassen, welche sich um einen hart am Drinflusse aufsteigenden Felskegel gruppieren. Die mittlere Gruppe bildet das Bazarviertel, welches hart an das linke Flussufer angebaut ist; östlich davon erhebt sich der Felskügel, der etwa 160 Meter hoch sein mag und auf dessen plattem Gipfel die Citadelle liegt. Diese besteht aus einer ebenso schlecht gebauten, als verfallenen Umfassungsmauer und enthält nur ein Gebäude, welches der etwa 20 Arnauten zählenden Besatzung zur Kaserne dient. Der Citadellenhügel beherrscht nicht nur die Küstenebene, sondern ist auch der Schlüssel zum Drinthal und scheint gleichsam von der Natur selbst zu einer Art Akropolis bestimmt zu sein. Die zahlreichen, überall zerstreuten cyklopischen Mauerreste beweisen, daß Dionys von Sicilien, den die Geschichte als Gründer von Vissos bezeichnet, den Wink der Natur verstanden habe. Hier lag also ohne Zweifel das alte Akrolissos.

Während der zweiten Belagerung von Scutari (1478) wurde auch Lesch von den Türken erobert, welche das Grab des Nationalhelden Skanderbeg öffneten, dessen

Körper zerstückten und sich der Stücke als Talisman und Amulets bedienten. Die Kirche wurde in eine Moschee verwandelt; sie liegt aber jetzt in Ruinen, weil einmal der niederstürzende Kirchturm drei Derwische erschlug. Die Stelle von Skanderbeg's Grab ist gänzlich vergessen. Aber auch das Andenken Skanderbeg's selbst wird in Pesh nur zur Noth bewahrt. Im übrigen Albanien weiß man noch weniger davon, ob Skanderbeg mehr als eine mythische Person ist, wann und wie er gelebt, und ob die Albanesen Ursache haben, auf ihn stolz zu sein. Nur Einer wußte das während meiner Reisen in Nordalbanien recht genau, und das war mein guter Freund Ismail Aga von Alessio.

Ismail Aga war überdies der dickste und lustigste Mann in Alessio. Er konnte türkisch lesen und schreiben, sprach fließend serbisch — und doch hatte er es während der fünfzig Jahre, die ihm Allah beschieden, nicht weiter als bis zum Tschausch bei den berittenen Saptiehs gebracht. Efsad Pascha, sein Schulcollege und Gouverneur in Scutari, hatte mir ihn mit zwei Saptiehs als Beschützer mitgegeben und ich danke ihm heute noch dafür; denn während meiner Kreuz- und Querzüge durch Nord-Albanien habe ich keinen kurzweiligeren Begleiter gehabt als Ismail Aga.

Der Mann war aber auch überall gewesen. Er wußte von Damaskus allerlei zu erzählen; er beschrieb mir das stolze Bagdad, den sagenhaften Sinai, als ob er dort überall nur zu seinem Vergnügen gereist wäre. Er sprach mir von Arabien, von den endlosen Kämpfen des türkischen Heeres in Yemen, und Ismail Aga muß seinen Mann dort gestellt haben, denn zwei blanke Medaillen

zierten seine Brust. Er war auf der Reise immer gut gelaunt, ob uns auch manchmal der geradehin strömende Regen die Freude am Wandern verderben wollte.

Ismail Aga war immer voll Schnurren, Anekdoten, halbahren Geschichten, und die seltsamste war wohl die: warum er jeden noch kommenden Tag und vielleicht auch sein Lebensende nur als Gendarmerie-Wachtmeister — Allah verzeihe mir diese Verdeutschung! — verbringen dürfte.

Ich hatte den Mann zu lieb gewonnen und bewahre ihm ein zu freundliches Andenken, als daß ich den Muth hätte, alle seine Wanderjahre und heldenhaften Missethaten der Weltgeschichte zur weiteren Aufbewahrung und Verbreitung anzuvertrauen.

Soviel glaube ich aber doch, meinen Lesern zu Gefallen, verrathen zu dürfen, daß Ismail Aga aus guter albanesischer Familie stammt, daß er einmal Oberstlieutenant bei der Cavallerie, ein andermal Rajmakam, das ist Kreisvorsteher, gewesen. Kleine Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung von Padischahs Geld und Gut — man sagt, daß er sie alle ganz allein verbrochen — hatten ihn jedesmal um die Stelle gebracht und heute noch bereut es Ismail Aga, daß er nie zur rechten Stunde vorsichtig, nicht immer gegen den rechten Mann freigebig gewesen.

Es gab auch eine schwere Zeit, da er der Blutrache verfallen war, denn er hatte einen Christen von dem Stamme der Kasrati in einem geringfügigen Streite, und wie man behauptet, ohne viel Umstände ums Leben gebracht. Man nahm dem armen Ismail Hab und Gut,

brannte nach althergebrachter Landesfittte auch seinen Tschiflik (Meierhof) nieder und mein Aga floh auf sieben Jahre außer Land, schlug sich überall im weiten Türkenreich als wackerer Asket (Soldat) herum, bis ihm die Verwandten des ermordeten Giaurs die Blutschuld verziehen. Arm wie ein Derwisch kehrte er wieder in die Heimat zurück, Weib und Kind waren ihm auch verstorben — und so ist Ismail Aga gewiß heute noch Tschausch, aber der dickste und lustigste Tschausch unter den Saptiehs seines allmächtigen Padischah in Scutari.

Ich schrieb den 9. Mai, den Tag des „Krachs“ im Jahre 1873, in mein Tagebuch, als ich mit meiner kleinen Pferdefarawane das Städtchen Lesch, welches die Albanesen an die Stelle des alten Pyssus erbaut hatten, des Morgens in früher Stunde verlassen mußte. Mein Wirt, ein altes, vom Sumpffieber gebrochenes Männlein, hatte mich vor Sonnenaufgang geweckt und an mir war es, Ismail Aga und seine Untergebenen zu wecken. Sie ließen sich täglich nur von mir wecken; sie gehorchten, wenn es sich nicht um Hammelfleisch und Brantwein handelte, nur mir, denn sie wußten es, daß „Effendi“ sie nur im Nothfalle an ihre Pflichten zu mahnen pflegte.

Es war eben kein delicates Bild, welches das Kämmerlein darbot, in dem meine drei Wächter schliefen. Sie lagen, wie jedermann in der dortigen Sumpfgegend, angekleidet unter Mouffelin-Zelten, welche von den schwarzen Balken der Zimmerdecke herabhiengen — die Waffen zu ihren nackten Füßen. Die faltigen Reiterstiefel lagen um die kaum über den Boden erhöhte Tischplatte herum; auf dieser die unverzehrbaren Überreste eines von mir

noch zu bezahlenden Soupers. Sehr vereinzelt Reisförner sprachen dafür, daß der Pilaf gut gemundet; glatte Hammelknochen, daß der Braten noch besser gewesen. Ein umgestürzter Brantweinkrug erklärte mir den weithin hörbaren Schlummer, in den meine Arnauten versunken waren. Ein Fläschchen mit einem Restchen schweren Rothweins, in die letzte Zimmerecke gelehnt, schien statt der pflichtvergessenen Krieger zu beichten. Sie hatten gestern abends gewiß gegen den Koran gesündigt und mehrmals versucht, ob der schwarze Mirditenwein wirklich so gut sei, wie die Giaurs immer versichern.

„He, Ismail!“ rief ich in die dumpfige Kammer hinein. „Ismail Aga, steh doch auf!“ rief ich wieder, zu dem wanstigen Schläfer näher tretend. Er streckte sich, sah mich verwundert an und murmelte schlaftrunken vor sich hin: „Sabalar hajr olsun“, als ob er einem Türken guten Morgen wünschen müßte. „Guten Morgen, guten Morgen! Steh nur auf; wir müssen auf die Reise,“ erwiderte ich. Er streckte sich wieder und schrie gähnend: „O Mahmud! O Selim!“ den Saptiehs zu — und beide sprangen so rasch vom Lager, als ob sie den Abend vorher nur Wasser getrunken hätten.

In einer Viertelstunde war die Gesellschaft reisefertig. Nachdem Ismail Aga dem Handschi (Wirt) den halben Preis der Zeche abgerungen, ritten wir durch die kühlen Gassen zum Stadthor hinaus — Selim und Mahmud voran, ich und Ismail Aga hintendrein. Auch vor der Stadt schien alles menschenleer; nur von Zeit zu Zeit begegneten wir einem Albanesen, der uns trocken ein „Mire mendjes“, d. h. „guten Morgen“ zuwarf, aber

sonst ließ sich in der empfindlichen Morgenfrische die Reise ziemlich still und kleinlaut an. Erst als zu unserer Rechten die Sonne über die Felsengrater des Malj Vesch heraufgestiegen war und einzelne Fenster des halbverfallenen Castells von Vesch beleuchtete, wurde die Gesellschaft etwas aufgeräumter. Die beiden Saptiehs sangen aus rauhen Kehlen ihr gewohntes Lieblingslied: „As aman moj mike“ („Gnade, kleine Freundin“); die Pferdetreiber unterbrachen ihre gleichgiltigen Gespräche durch Ermahnungen, welche sie bald mit gutmüthigen Reden, bald mit sanften Hieben gegen die abgemagerten Tragthiere richteten.

Nur Ismail Aga schien heute etwas nachdenklicher als sonst, aber gewiss nur um zu ergründen, auf welche Art ein kurzweiliges Gespräch am besten zu beginnen wäre. Endlich, nachdem er einige Cigaretten dem Winde preisgegeben, meinte er: „Höre, Effendi, wir haben nicht gut gethan, heute abzureisen.“ — „Warum?“ fragte ich nach einer Pause. — „Heute ist ja der 9. Mai bei Euch, und Du weißt doch, daß man in Albanien am 9., 19. und 29. ebensowenig wie am Dienstag etwas beginnen soll. Auch juckt mich mein rechtes Auge, die Pferde scharren den Boden, als sie bepackt wurden, und wie ich mich in den Sattel hob, niesste eine Kaze in der Thüre des Hans (Wirtshaus). Effendi, es gibt Regen.“ — „Aber nicht heute.“ — „Kann sein,“ erwiderte er schlagfertig, „aber es gibt heute ein Unglück und wenn es kein anderes wäre, als daß ich Dir wieder eine von meinen Geschichten erzählen sollte,“ fügte er lachend hinzu.

„Das Unglück wird sich noch ertragen lassen,“ meinte ich, „nur darffst Du heute nicht so lügen wie gestern,



Älplerin.

Frau,

Christinnen.

Braut,

Mohamedanerin.

Sinzarin.

Weibliche Trachten aus Albanien.

K. JOEBERREALDSCHULE
L. AIBACHN
BIBLIOTHEK

als Du mir Deine Heldenthaten von Silivria erzähltest, und erst zu Ende der Geschichte, nach Art Eurer Märchen, sagtest: „Es war und es war nicht.“

„Eine weiße Medschidie für den schwarzen Tag, an dem die Geschichte unwahr wird, die ich Dir erzählen will,“ sagte Ismail Aga. „Also höre, Effendi. . . Im nächsten Dorfe, in Kalmeti, wo wir zu Mittag und wahrscheinlich Gäste bei Eurem Despot (Bischof) sein werden, lebt ein wohlhabender Giaur; der heißt Dschon (Johann) und sein Weib, die heißt Eile (Lucia). Sie sind beide eigentlich von Pesh, aber wie sie nach Kalmeti kamen und ein Mann und ein Weib wurden, will ich Dir erzählen.“

„Dschon ist der Sohn armer Hirten. Als junger Bursche hütete er die Schafe und Ziegen des Abas Bey von Pesh. In der guten Jahreszeit lebte er immer mit der Herde in den Waldungen und auf den Hutweiden des Malji-Kensit — in jenem Gebirge, wo Du uns, Effendi, vorgestern herumgehst hast und mein Pferd drei Hufeisen verloren hat. Abas Bey hatte einen buckligen Tschibuktschi (Pfeifenstopfer), und der hatte wieder eine Tochter — schön, Effendi, schön wie eine Nachttaube. Da auf einmal, im Frühjahr — es werden jetzt an die fünfzehn Jahre sein — war das Mädchen aus dem Vaterhause plötzlich verschwunden. Man suchte sie überall, aber vergebens. Und denkt Euch, wo das Mädchen war. Sie, die Tochter eines Rechtgläubigen, bei Dschon dem Giaur, in den Wäldern des Malji-Kensit, um Christin zu werden. Du kannst Dir denken, Effendi, daß der Rajmakam (Kreisvorsteher) von Pesh allsogleich alle Saptiehs und Kondaren (Gemeindevächter) aussendete, um das Kind zu suchen. Als diese

ins Gebirge kamen, fanden sie Dschon's Herde allein — den Burschen wie das Mädchen entflohen. Alles Suchen in den nächsten Tagen war umsonst, ob man auch alle Christenhäuser von unterst zu oberst lehrte und durchsuchte. Wie man später erfuhr, hatten sich Dschon und Eile in das Kloster St. Andrea geflüchtet, in dasselbe Kloster, von welchem Euch vorgeistern der greise Mönch Don Andrea an der Drin-Überfuhr begrüßte. Vor diesem schwur Eile den Glauben ihrer Väter ab und wurde zur Christin getauft.“

„Allein Don Andrea begann für sich und seine Schützlinge zu fürchten, denn der Pascha in Scutari hatte auf den Kopf der Flüchtlinge einen hohen Preis und für jeden Unterstandsgeber schwere Kerkerstrafen ausgesetzt. Dschon und Eile konnten auch dort bald entdeckt werden, weil in nächster Zeit, am Andreastage, alles Christenvolk von weit und breit zu der Feier ins Kloster zu kommen pflegte. An diesem Tage liest immer der Bischof von Kalmeti, ein braver Mann und als Arzt überall berühmt, die Messe dort. Alle Geistlichen und Mönche aus der Umgebung sind auch dabei und am Nachmittag ist Jahrmart und viel lustiges Volk um das weiße Kirchlein herum.“

„An einem solchen Tage konnten die beiden — das Mädchen war überdies fieberkrank geworden — leicht im Kloster gesehen werden. Don Andrea verkleidete also Dschon und Eile als Mönche und schickte sie noch am Vorabende des Festtages zu einem Christen, der das Ehrenamt eines österreichischen Dolmetsch in Pesch bekleidete. Der Mann, er lebt heute noch, hielt die Flüchtigen einige Zeit bei sich, bis dem Mädchen besser ward. Aber auch

dem Dolmetsch wurde angst und bange vor dem Pascha und nicht minder vor der Wuth und Aufregung der Rechtgläubigen. Er wendete sich also an den Bischof von Kalmeti und der nahm Dschon und Eile zu sich; dieser schickte sie aber bald in das angrenzende Land der Mirditen, wo sie vor den Nachforschungen der Rechtgläubigen sicher sein konnten. Du weißt, Effendi, die Mirditen sind ein wilder christlicher Stamm, der unserem Padischah keine Steuern zahlt, aber dafür im Kriege vier Fähnlein Reiter und Fußtruppen stellen muß.“

„Unter den Mirditen fand sich aber ein Verräther, der hieß Frano (Franz); der lockte Dschon nach einiger Zeit auf einen Markt nach Delbenishti. Dschon wurde dort von den Kondaren ergriffen, vor den Pascha gebracht und auf 18 Jahre in das Gefängnis geworfen, weil man ihm, ich weiß nicht wie, nachgewiesen hatte, daß er Eile gezwungen habe Christin zu werden.“

„Mehmed Pascha, der Bali (Gouverneur) in Scutari, ruhte aber nicht. Er hatte bei dem Barte des Propheten geschworen, auch der Eile habhaft zu werden und sie zu dem Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Er ließ einige Monate ins Land gehen und die Sache schien so gut wie vergessen. Mittlerweile aber hatte Mehmed Pascha einen Verwandten jenes Mirditen Frano, welcher Eile geheiratet hatte, mit Geld, Geschenken und vielen Versprechungen zum Verräther gedungen. Frano und Eile ließen sich bereden, nach Dschedri, einem Dorfe, das wir auf der Reise nach Scutari berühren werden, zu kommen. Aber sie kamen nur scheinbar allein, denn eine Schar wohlbewaffneter Mirditen war ihnen nach Dschedri gefolgt.“

„Frano und Eile wurden zwar von den Saptiehs überfallen, aber auch die Mirditen mischten sich in den Kampf. Effendi, es gab eine fürchterliche Schlächterei. Frano wurde erschlagen, Eile nach Scutari gebracht, wo sie in dem Hause des Radi wieder bekehrt werden sollte. Aber die war schon den Irrlehren der Ungläubigen verfallen und nicht mehr zu retten. Sie kroch in einer finsternen, stürmischen Nacht durch den Schornstein auf das Hausdach, sprang fünf Ellen tief auf die Straße herab und ich glaube nicht, daß sie ihre Flucht mit heilen Knochen ausgeführt haben wird. Eile floh auch nicht weiter als in das lateinische Nonnenkloster von Scutari.“

„Jetzt erst bemächtigte sich eine allgemeine Aufregung der Gemüther aller Rechtgläubigen. Die Giaurs freuten sich insgeheim, machten Spottlieder auf uns Mohamedaner, und wo sich ein Mirdite sehen ließ, konnte man gewiß sein, Stichelreden und schadenfrohe Spässe zu vernehmen. Die Erbitterung einerseits und die Bosheiten andererseits mehrten sich von Woche zu Woche. Es kam bald in allen Dörfern, wo Mohamedaner und Christen sonst friedlich beisammen wohnten, zu blutigen Balgereien und tödtlichen Schlägereien.“

„Wie Du weißt, Effendi, herrscht unter uns die Blutrache und gar viele Rechtgläubige wie Ungläubige verfielen damals der Blutschuld und gar mancher Arnaut sank ins Grab, ohne daß er wußete, warum und für wen. Mehmed Pascha wußte sich schon keinen Rath mehr. Er schrieb endlich nach Stambul und bat um die Erlaubnis, einige Bataillone Asker (Soldaten) in das Mirditenland schicken zu dürfen, weil die meisten Morde

und Greuelthaten durch Mirditen verübt worden waren und weil der Pascha glaubte, daß Eile wieder ins Mirditenland geflohen sei. Die Menschen erschlugen sich gegenseitig von neuem, aber die vielgesuchte Eile hatte man noch immer nicht.“

„Endlich hörten wir in Scutari — ich war gerade aus dem Kriege in Areta heimgekehrt — daß Eile durch die Vermittlung Eures Consuls in Scutari aus dem Kloster nach Stambul gebracht worden sei, weil unser allmächtiger Padischah das merkwürdige Weib doch sehen wollte, welches so viele Tausende uns schöne Leben gebracht hatte. Euer Gesandte in Stambul legte dann bei dem mächtigen Padischah manch gutes Wort für die schöne Eile ein und die ganze Geschichte wurde noch einmal, von allem Anfange an in Stambul und Scutari untersucht. Dschon entließ man aus dem Gefängnisse und der allgütige Padischah schenkte Dschon und Eile viele Grundstücke und Vieh in Kalmeti, wo sie heute noch verheiratet leben. Ihre Ehe ist mit Kindern reich gesegnet und jeder Fremde, der nach Kalmeti kommt, läßt sich die Geschichte des Dschon und der Eile gerne erzählen.“

„Du siehst, Effendi, es gibt keinen Streit ohne Weib, wie wir Arnauten sagen,“ so schloß mein lustiger Tschauß Ismail Aga seine romantische Geschichte, deren Wahrheit mir später der freundliche Bischof in Kalmeti und der österreichische Generalconsul in Scutari bestätigten.

5. Durazzo und Mittel-Albanien.

Die Stadt Durazzo steht an der Stelle des uralten Epidamnus und Dyrrhachium und war immer einer der wichtigsten Orte der adriatischen Ostküste. Cicero lebte

hier im Exil, Cäsar und Pompejus schlugen hier zwei entscheidende Schlachten. Unter den wechselnden Geschicken, welche Durazzo nach der Theilung des römischen Reiches und nach der Völkerwanderung erlebte, möge erwähnt werden, daß Durazzo kurze Zeit im elften wie im vierzehnten Jahrhundert ein kleines Herzogthum bildete.

Von dieser einstigen Größe und Bedeutung hat Durazzo heute wohl nicht mehr viel aufzuweisen. Die jetzige, echt türkische Stadt hat die Form eines von hohen Mauern eingeschlossenen, im nördlichen Theile bergansteigenden Dreieckes. Die Bazarstraße zieht sich zwischen dem am Hafen gelegenen Seethore und dem Landthore hin; die übrigen Straßen sind eng, winklig und schmutzig — nirgends ein freier Raum um Luft zu schöpfen, sobald mit anbrechender Nacht die Thore geschlossen werden. Die Stadt hat mit der vor dem Landthore gelegenen Vorstadt nur 300 Häuser und eine Bevölkerung von 2000 Seelen, darunter 700 Griechen und 200 Katholiken. Nordwärts der Stadt zieht sich eine Hügelkette, welche mit dem Cap Pali ins Meer fällt.

Diese Hügelkette springt etwa 8 Kilometer von der eigentlichen Küste vor. Sie scheint in der Urzeit eine Insel gewesen und erst allmählich durch Anschwemmungen in eine Halbinsel verwandelt worden zu sein, denn die Sandebene, welche sie mit dem Festlande verbindet, ist nur sehr wenig höher als der Meeresspiegel. In der Nähe des Hügels ist sie sogar so niedrig, daß das Regenwasser und das bei Stürmen eindringende Meerwasser keinen Abfluß findet und im Winter eine Lagunenkette bildet, welche im Sommer nur allmählich austrocknet, und so die

Stadt wie deren Umgebung mit Fieberdünsten erfüllt. Bei einer solchen Lage darf es daher nicht wundern, wenn in Durazzo das Fieber heimisch ist, und besonders im Spätsommer einen bößartigen Charakter annimmt.

Man erzählt, daß in früheren Zeiten ein tiefer, für Galeeren schiffbarer Canal die beiden Buchten verbunden habe, welche heute durch die Vorgebirge nord- und südwärts gebildet werden. Die südliche Bucht wird nach der Stadt Durazzo genannt, dehnt sich im weiten Halbkreise bis zu dem 8 Kilometer weit gelegenen Cap Vaghi aus und bildet in ihrem nördlichen Ende die Rhede der Stadt. Obwohl dieselbe gegen Süden vollkommen frei ist, so halten sie dennoch die Schiffer selbst bei Südstürmen nicht für gefährlich. Sie behaupten nämlich, daß dann der Wellenschlag durch die Form der Bucht gezwungen sei, auf seinem Wege einen Kreis zu beschreiben und daß durch die Wucht des rückkehrenden Wellenschlages die Kraft des eindringenden ermäßigt würde. Die Schiffer beklagen sich daher mehr über den unsicheren Ankergrund, welcher beständig dadurch verdorben wird, daß die Schiffe ihren Ballast meistens an der Stelle, wo sie gerade ankerten, ins Meer warfen. Diesem schlechten Ankergrunde schreiben sie es zu, daß bei einem furchtbaren Oststurm im Jahre 1846 von 20 Schiffen 16 auf den Strand geschleudert wurden. Alle diese Schiffe, von denen manche drei Anker ausgeworfen hatten, waren so tief in den Sand der seichten Küste gedrückt worden, daß nur zwei unter unsäglichen Anstrengungen wieder flott gemacht werden konnten; die Gerippe der übrigen waren zum Theil jahrelang sichtbar. Obgleich in Durazzo

nicht das Geringste zur Erleichterung der Schiffahrt geschieht, ja nicht einmal die nothdürftigste Hafenspolizei besteht, so muß gleichwohl jedes abgehende Schiff einen Thaler Hafengeld, und zwar nicht einmal an die großherrliche Casse, sondern an die Gesellschaft, welche die Zölle gepachtet hat, entrichten.

Durazzo ist, wie schon oben erwähnt, eine echt türkische Seestadt und als solche hätte sie äußerlich wenig Auffallendes oder Interessantes aufzuweisen. Um so lieber ergreife ich die Gelegenheit, aus meinen Erlebnissen in Durazzo ein Bild herauszugreifen, das einige interessante Typen aus dem amtlichen und gesellschaftlichen Leben Albaniens enthält. Dieses Bild tritt um so lebendiger hervor, als es durch einen Ungar, also gewissermaßen einen Landsmann, vermittelt wird, den ich in Durazzo als Dolmetsch benützte.

Körmöczy Matthys (Mathias) war der Mann, den ich hier meine; er trat nach meiner Ankunft in Durazzo bald an mich heran, ohne daß ich ihn gerufen hatte. Das darf durchaus nicht Wunder nehmen, denn auch in Durazzo wirkt jeder Europäer in der ersten halben Stunde seiner Anwesenheit wie ein unbewusster Magnet auf alle Ortsbewohner, welche jemals irgend einen Zipfel von Europa gesehen haben — und wäre es auch nur der bei Budua gewesen. In Scutari erzählte man mir zwar, daß ich in Durazzo einen fein gebildeten Rajmakam antreffen werde, der ganz brillant französisch — fluche, aber niemand bereitete mich auf die Anwesenheit eines alten Ungars, des kleinen Körmöczy Matthys, vor, der meinem Herzen in Durazzo wirkliches Labfal bereitete. Was er eigentlich dort

trieb, war schwer herauszubringen; er arbeitet nach der Mehrzahl der erhobenen Aussagen für den Fortschritt der Menschen nach dem Himmel und auf Erden — er war nämlich Arzt und Schuster zugleich. Und das kam so.

Körmöczy Mattnus, das graue untersetzte Männlein von heute, war anno 1848 studiosus medicinae in Pest, dann aber einer der schmuckesten Husaren gewesen, welche das gesegnete Esograder Comitatz der Insurrectionsarmee geopfert hatte. Er wurde nicht müde, mir von den Schlachten bei Kápolna, Szaszeg, Szent-Tamás, Schäßburg und allen andern, die er nicht mitgemacht hatte, zu erzählen. Hei, wie da nach seinen Schilderungen die Kaiserlichen und Russen flohen, wenn sie auch nicht dabei und die Insurgenten die Geschlagenen waren! Aber patriotische Gedächtnisfehler verzeiht man einem Landsmann gern, wenn er so lange als Arzt und Schuster in der Emigration leben mußte, wenn er nur einmal alle fünf Jahre, und das nicht zum Zeitvertreib Körmöczy Bácsi's, je einem Europäer begegnete. Mein Reisezweck führte mich aber nach Durazzo, und so bat ich ihn, mir bei dem Rajmakam Dschemil Effendi den Dolmetsch zu machen.

„Ah, das wäre eigentlich gar nicht nöthig, Magnifice,“ meinte er unter Hinzufügung der vormärzlich magharischen Titulatur, „Dschemil Effendi ist ein sehr gebildeter Mann, der ganz ausgezeichnet französisch spricht, wie die Türken und Walachen behaupten — freilich Leute, welche diese Sprache ebensowenig verstehen, wie ich,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Sicher ist sicher,“ bedeutete ich Herrn von Körmöczy auf Grund der Erfahrungen, die ich mit angeblich

französisch sprechenden Türken gemacht hatte — und wie ein Glockenschwengel humpelte der gemüthliche Alte neben mir daher, die Hände auf dem Rücken, fortwährend an seine Erlebnisse und Lebensschicksale anknüpfend, die ihn endlich nach Durazzo gebracht hatten. „Nach der Revolution floh ich bis Constantinopel und dann mit Kossuth Lajos nach Kutahia. Bitter genug schmeckte das Emigrantenbrot von einem heidnischen Volke, das alle unsere Volkslieder als Räuber und Bedrücker bezeichnen,“ — versicherte Körömczy Matthus, der damals von einem russisch-türkischen Kriege freilich noch keine Ahnung haben konnte.

„Einige zeitlang schenkte man den Emigranten,“ erzählte er weiter, „was sie brauchten, aber bald mußten wir doch auch an den eigenen Erwerb denken. Ich kramte alle medicinischen Kenntnisse aus der Studienzeit in meinem Gedächtnisse zusammen, denn ich hatte etwas mehr als ein Universitätsjahr absolviert — und wurde Arzt in Kutahia. Sie lachen, Magnifice,“ sagte der redselige Alte, „und glauben, daß ich dort mehr Menschen umgebracht habe, als irgend ein diplomierter Arzt in Pest oder Wien. Aufrichtig gesagt, es war nicht viel Gelegenheit dazu. Der Türke ist im ganzen ein gesunder Kerl und klug genug, sich einen gebildeten und anspruchsvollen Arzt zu — ersparen. Er speculiert nämlich so: „Hilft Allah, so brauche ich keinen Arzt — und hilft Allah nicht, so hilft ein Giaur als Arzt noch weniger.“ Freilich halten sie sich nicht strenge an diese einfache Regel, besonders wenn die Schmerzen zu arg werden; aber da thut's ein Derwisch oder eine Curpfuscherin auch, und so hat der europäische Arzt in der Türkei immer Unrecht.“

„Da waren Sie also mit Ihrem Medicinerlatein sehr bald zu Ende,“ warf ich mitleidsvoll ein.

„Bald, bald — und denken Sie, was mir noch dabei passierte. Ich hatte einen Armenier, die durchtriebenste und niederträchtigste Seele auf der Welt, zum Diener. Nach wenigen Monaten hatte er nicht nur meine gesammten medicinischen Kenntnisse, sondern auch meine Hausapotheke stückweise sich angeeignet und ich zählte bald in Kutahia durch ihn einen Collegen und Concurrenten mehr. Nebstbei verlegte er sich mit Erfolg auf die unbeschränkte Anwendung der türkischen Hausmittel, wogegen ich mit meiner europäischen Arzneikunst bald auf dem Trocknen saß. Doch, Sie wissen ja, daß der Ungar nie zugrunde geht, weil er seinen eigenen Herrgott hat. Unter den Landsleuten, die mit mir und Kossuth Pajos nach Kutahia kamen, befand sich auch ein braver, deutscher Schustermeister aus Temesvar, und weil mein Großvater etwas Ähnliches war und ich als Leibarzt der gesunden ungarischen Handwerkercolonie in Kutahia nichts verdiente, so setzte ich mich zu dem Landsmann hin und lernte das ehrsame Schusterhandwerk. Ich blieb zwar zeitlebens nebenbei auch Arzt,“ setzte der Alte abwehrend hinzu, „aber, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, nur die Schusterei allein, die ich der Reihe nach in Stambul, Salonich, Balona und hier prakticierte, hat mich vor dem Verhungern gerettet . . .“

Mittlerweile waren wir vor dem Amtsgebäude angelangt, wo der Kajmakam gerade ein Medschlis abhielt. Der Medschlis ist eine ganz eigenthümliche Einrichtung und durch die einfache Übersetzung des Wortes mit „Rath“ nicht deutlich zu machen. In Durazzo bildeten ihn Dschemil

Effendi, der Kajmakam; Hadschi Daud, der Richter; Deli Medschib, der Zehentpächter; Hussuli Aga und Paspasoglu, als Vertreter der mohamedanischen und kuzowalachischen Bevölkerung von Durazzo. Sie saßen so der Reihe nach auf dem Divan im Amtssaale des Konak, wie ich sie aufgezählt habe; Dschemil Effendi, der Kajmakam, obenan an der Schmalseite des Saales, Paspasoglu, der Zinzare, im letzten Winkel.

„Bujurun!“ — „Belieben Sie!“ — sagte der Kajmakam, der einen europäischen Salonrock trug, zu mir, als ich ihm das vom Großvezier gefertigte Schreiben überreichte. Indem er grüßend Mund und Stirne nur leicht berührte, fügte er noch ein „Voici!“ hinzu und deutete auf den Platz zu seiner Linken, wo ich mich freundlich niederlassen möge. Körmöczy Bácsi, von allen Rätthen mit verständnisinnigem Lächeln empfangen, aus dem eher liebevoller Humor als allgemeine Verehrung sprach, setzte sich so bescheiden und behutsam als möglich zu meiner Linken. Kaum hatte Dschemil die ersten Zeilen des Bezierschreibens gelesen, so reichte er mir freundlich lächelnd seine Dose mit Cigaretten hin und klatschte in die Hände nach dem Diener, der hierauf für die ganze Gesellschaft schwarzen Kaffee zu bringen hatte. Der Secretär, ein buckliges Männlein, wackelte bald über den krachenden Fußboden herein, notierte das Bezierschreiben auf einem Stück Papier in der flachen Hand und zog sich dann ehrerbietig in seine Kammer zurück.

„Bilmem türktsche?“ (Sprechen Sie türkisch?) — fragte Dschemil Effendi, und als ich „Bir as effendim,“ (Ein wenig mein Herr) antwortete, stolperte

er rasch mit einem „Parlez-vous français, Monsieur; j'étais cinq semaines à Paris!“ heraus. Unter dem Eindrucke der nicht ganz musterhaften Aussprache dieser Anrede antwortete ich zwar in der Sprache Voltaire's, aber ich ersuchte dennoch Körmöczi Bácsi, mir den Dolmetsch zu machen und dem Kajmakam außer den Gefühlen meiner tiefsten Ergebenheit auch den wissenschaftlichen Zweck meiner Reise darzulegen. Die Gefühle begleitete er mit anerkennendem Kopfnicken und den Zweck mit einem wissenschaftlich bewussten Ernst, der selbst einen europäischen Unterrichtsminister wohlgekleidet hätte.

„Paris, c'est une très belle ville, n'est-ce pas? J'étais cinq semaines à Paris! J'ai écrit pour le Moukbir!“ versetzte hierauf Dschemil Effendi, nach Überwindung einiger linguistischer Hindernisse und Zwischenpausen.

Ich hatte also einen vollkommenen Jungtürken vor mir. Der „Mukbir“ war nämlich das Organ der sogenannten „jeune Turquie“, welches anfänglich in Stambul und nach seiner Suspension, dem berühmten Großvezier Ali Pascha zum Trotz, in Paris erschienen war. Dschemil Effendi, der gewiß erst nach einigen Proben be- thätigter Reue und Buße sein Amt in Durazzo erhielt, dürfte bis heute schon einigemale ein dem Sultan treuergebener Pascha da und dort geworden sein. Mir gegenüber schien ihm jedoch, wenn er auch für den „Mukbir“ gewiß niemals eine Zeile geschrieben hatte, dennoch die Gelegenheit geboten, sich als „Jungtürke“, als besonderer Freund und Verehrer des fränkischen Europa darzustellen. Er gehörte auch ohne Zweifel dieser Partei

an, die außerhalb der Türkei nach ihrem Werte und nach ihrer Wirkung seither überschätzt worden ist. Man hat in Europa von den Jungtürken, von ihren Phrasen und Versprechungen allerlei dauernde Reformen erwartet, ohne daß sie auch nur ein einzigesmal Wort gehalten hätten. Wer in den Orient psychologisch tiefer hineingeblickt hat, wird die Jungtürken als eine Schar leichtfertiger, französisch verbildeter und verdorbener Individuen kennen gelernt haben, während die als reactionär verschriene Partei der „Alttürken“ oft aus den achtungswertesten und begabtesten Männern besteht. Der Alttürke ist allerdings conservativ und unwissend, sein Ideal die Herstellung aller alten patriarchalischen Verhältnisse, die Fernhaltung eines jeden auswärtigen Einflusses und die Regeneration der Türkei durch sich selbst, selbst wenn die Ertheilung von Concessionen an die Rajah nothwendig werden sollte. Die Alttürken sind also jedenfalls fortschrittsfeindlich, aber es gibt doch ganze Charaktere unter dieser Partei, während das Charakteristicum der Jungtürken die persönliche Charakterlosigkeit ist. Der vielgerühmte Großvezier Ali Pascha gehörte zur alttürkischen Partei und war gewiß einer der einsichtsvollsten Staatsmänner der Türkei und ein Mann, der sein Land gründlich kannte . . .

Der Medschlis in Durazzo hatte auch seinen Alttürken, nämlich den mohamedanischen Ortsrichter Hussuli Aga, der einen weitaus sympathischeren Eindruck machte, als Dschemil Effendi, der europäisch verbildete Fortschrittsmann. Während Hussuli Aga auf beiden gekreuzten Beinen saß, mit größter Gemüthsruhe den Rauchwolken aus dem langen Tschibuk sinnenden Blickes folgte und

den schwarzen Kaffee behäbig schlürfend, so wenig als möglich zu seinem Nachbar, dem Zehentpächter, sprach — ließ der Kajmakam eines der Beine „liberal“ über den Divan herabhängen, rauchte eine Cigarette nach der andern, doch jede nur zur Hälfte, richtete in nervöser Unruhe, immer höhnisch lächelnd, an jedermann von der Gesellschaft einige Worte, wobei ich vor den „cinq semaines à Paris“ wiederholt und nicht wenig zu leiden hatte. Was Dschemil Effendi in „Europa“ gelernt hatte, zeigten sein lebenswürdiges Benehmen, seine etwas schadhast französischen Wendungen und sein kränkliches, hohlängiges Aussehen. Der stille Hussuli Aga haßte ihn gewiss und in dessen verächtlichen Mienen schien, so oft der Kajmakam ein Wort sprach, ein Fluch, wie „Biaur!“ für den Entarteten bereit zu liegen.

Hadschi Daud, der Kadi (Richter) des Bezirkes von Durazzo, war wieder ein Typus für sich. Als Mekkapilger und strenger Kenner des Koran sprach er sein Schuldig und Nichtschuldig bald nach den Satzungen, bald nach den Vermögensverhältnissen und einflussreichen Verbindungen des Angeklagten oder beider streitender Parteien — wie es gerade der Fall mit sich brachte. Das weiß jedermann, der einen Rechtshandel in der Türkei auszutragen hat. Aus dem Munde des Kadi mit dem weißen Turban, graumelierten Bart und dunklen Kaftan spricht ja nur der Koran, wer auch von den Streitenden und Angeklagten Recht haben mag. Kein Mensch in Durazzo ist darüber empört, wenn ihm der fanatische Schriftgelehrte mit dem stechenden Blick, Hadschi Daud, Unrecht thut. Er merkt sich das für ein andermal und

kommt dann dem Fassungsvermögen des weisen Richters mit einem Schäfchen, einem Getreidesack oder sonst einem erheblichen Wertgegenstande zuhülfe. „Inschallah!“ sagt der echte Türke — „der Kadi ist eben nicht anders und ich kann ihn nicht anders machen!“

Aber alle diese Menschen sind wahre Lämmer gegen Deli Nedschib, den Zehentpächter. Deli Nedschib, was so viel sagen will als der wilde Nedschib, ist der Blutsauger und barbarische Türke aus der Familie der Baschi-Bozüks; er ist der Schrecken aller Christen und nicht minder auch der steuerrückständigen Mohamedaner. Er hat den Zehent von der Regierung gepachtet, und wenn die Ernte vorüber ist, zieht er, von Saptiehs und bewaffneten Dienern begleitet, von Ort zu Ort und treibt die Steuer ein, herzlos und rücksichtslos, denn er hat keine Zeit, jedes Dorf auf der Rundreise zweimal zu besuchen. Die Saptiehs, wohlgekommen durch einen tüchtigen Bakschisch, wissen seine Forderungen mit vollem Nachdruck zu unterstützen, selbst wenn er eines verarmten Dorfes wegen ein anderes höher besteuert. Der feiste Deli Nedschib mit dem glänzenden Waffenmagazin im Gürtel, hat ja den Zehent nicht gepachtet, um die Lage der Bauern zu erleichtern. Zur Zeit der Steuereintreibung fließt zwar manche Thräne, mancher Blutstropfen, aber Deli-Nedschib hat so lange Recht, als er seinen Zehentpacht dem Rajmakam bezahlt — und wie viel davon nach Stambul kommt, ist am Ende nicht seine Sache.

Der wilde Nedschib ist weit und breit angesehen und gefürchtet, denn wenn man die Anhöhen östlich von Durazzo besteigt und Umschau hält, erblickt man nur

Eschifliks (Meierhöfe) und Äcker, die Medschib als Lehensherrn oder Pächter gehören.

Der bedauerlichste Mensch im Medschlis von Durazzo ist Papasoglu, der halbeuropäisch gekleidete Zinzare mit dem Fes und Leibgürtel aus farbigem Tuche. Er schweigt stets, scheint wenig beherzt, und wenn er den Rosenkranz, mit dem Kreuz daran, etwas lärmender durch die Finger gleiten läßt, so ist das gewiß der einzige Lärm, den er sich unter dieser vornehmen Gesellschaft, und auch nur aus angeborener Gedankenlosigkeit, gestattet. Er ist ziemlich reich und nur darum sitzt er im Kreisrath; aber wie reich er ist, darf niemand wissen — wer weiß, was für unruhige Zeiten kommen könnten. Niemand hasst oder verachtet den kuzo-walachischen Kaufmann Papasoglu, nicht einmal der barsüßige Saptieh an der Eingangsthür des Saales würdigt ihn eines Blickes, denn Papasoglu sitzt immer in der letzten Divanecke — ein stummes Jammerbild seines eigenen Volkes . . .

Bevor wir Durazzo verlassen, sei noch des Handelsgedacht, den das Hafentädtchen mit der Außenwelt führt. Die meisten Handels-Verbindungen hat Durazzo mit Triest und den dalmatinischen Häfen, denn der Verkehr mit allen südlicher liegenden Seestädten oder mit der östlichen italienischen Küste, ja selbst mit den nördlichen Häfen von Albanien, ist im höchsten Grade unbedeutend.

Der Betrag des österreichischen Gesamthandels mit Durazzo schwankt jährlich zwischen 900.000 und 1,000.000 fl., wovon jedoch die größere Hälfte auf die Ausfuhr von Durazzo nach Oesterreich kommt.

In Durazzo selbst, noch mehr aber in den ost- und südwärts gelegenen Ortschaften, tritt ein neues, in die große albanesische Rasse eingesprengtes nationales Element auf, das zu den interessantesten ethnographischen Erscheinungen der Balkanhalbinsel gehört. Es sind dies die sogenannten südlichen Walachen, auch „Kuzo-Walachen“ oder „Zinzaren“ genannt. Sie sind ein romanischer, den Rumänen naherwandter Volksstamm, ohne mit diesem in directer Berührung zu stehen. Wie dieser etwa eine halbe Million Seelen zählende Volksstamm nach dem Südwesten der Balkanhalbinsel gerieth; ob nicht der Umstand, dass sie längs der ehemaligen, von Rom nach Constantinopel und nach Athen führenden Heerstraßen in größeren oder kleineren Colonien auftreten, auf ihren Ursprung als Abkömmlinge römischer Handels- und Militärcolonien hinweist — darüber, wie über andere Hypothesen, hat sich die Wissenschaft noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen können.

Der Name Kuzo-Walachen ist eigentlich ein Spottname, der soviel als „hinkende Walachen“ bedeutet. Den Namen Zinzaren führen sie wegen ihrer Aussprache der Zahl 5 mit „zinz“ statt mit dem rumänischen tschintsch. Alle „Zinzaren“ zeichnen sich durch hervorragende Rührigkeit und Anstelligkeit aus. Es gibt festschafte Zinzaren und viehzucht-treibende; letztere führen ein ausgesprochenes Nomadenleben, und ihre Bezeichnung „Tschoban“ (Hirte) deutet schon darauf hin. Ihre Herden treiben sie im Sommer auf die kühlen Höhen, im Winter in das Flachland. Ihre Weiler stehen im Sommer fast ganz leer, da nur einige Familien zu ihrer Bewachung zurückbleiben; der Auszug findet immer mit der größten Feierlichkeit statt. Die „Tschobans“ betreiben

die Viehwirtschaft am Pindus vielleicht schon seit einem Jahrtausend und sie sind auch durch den Reichthum ihrer Schafherden in ganz Rumelien stets berühmt gewesen.

Neben der Viehzucht wird der Ackerbau von den Walachen nur zur Noth gepflegt. Um so größere Betriebsamkeit entwickelte das Völkchen seit jeher auf industriellem und commerciellem Gebiete. So verfertigen die Pindus-Walachen in Süd-Albanien prächtige, mit Gold und Silber eingelegte Waffen; sie erzeugen ferner Becher und Gefäße aus Edelmetall, sie sind vorzügliche Schmiede und noch viel tüchtigere Baumeister, als welche sie weit und breit gesucht werden. Vor dem Erscheinen der Türken gab es in Mittel-Albanien ein förmliches walachisches Culturcentrum, das steingebaute Wozkop zwischen Berat und Djortscha. Es hatte etwa 10.000 Häuser, eine blühende Industrie und lebhafte Handelsbeziehungen; auch hatten die Walachen dort sogar Pressen und gedruckte Bücher. Später, unter türkischen und albanesischen Einflüssen, gieng der Ort so rasch zugrunde, daß er bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts seine Rolle ausgespielt hatte. Heute ist Moskopolis (Wozkop) nichts weiter als ein unbedeutendes Dorf von etwa 1200 Seelen. An seine Stelle als Walachen-Hauptstadt trat Mezowo mit seinen 1000 reinlichen und soliden Häusern, auf der Scheitelhöhe des Pindus-Plateaus gelegen.

Nicht minder rührig zeigen sich die Walachen als Kaufleute, und zwar weisen sie nicht nur unbedeutende Krämer auf, sondern auch Weltfirmen, wie die rühmlichst bekannten Namen Sina, Dumba, Tirka neben zahlreichen minder bekannten, bezeugen. Durch die angeborne Wan-

derlust und sein Accommodationsvermögen hat der Zinzar freilich den Nachtheil, daß mit der Zeit seine nationalen Eigenthümlichkeiten verwischt werden und er das Wesen jenes Volkes annimmt, mit welchem er hauptsächlich verkehrt. Bei dem Griechen tritt noch das begünstigende Moment hinzu, daß dieser mit dem Zinzaren das Glaubensbekenntnis gemein hat, wodurch auch eine gewisse nationale Zusammengehörigkeit gefördert wird. Im übrigen aber hängen die Pindus-Balachen, wie alle Gebirgsbewohner, zähe an ihrer Heimat. Viele von denen, welche in jungen Jahren in die Fremde zogen, kehren später wieder heim, um in der heimatlichen Erde ein letztes Ruheplätzchen zu finden, wie ihre heimgegangenen Väter.

Die nächstgelegene Zinzaren-Colonie bei Durazzo ist mit 1000 Seelen in dem überaus freundlichen Tirana (20.000 Einw.) zu finden. Dieses Städtchen besticht den Reisenden nicht nur durch seine Nettigkeit und schöne Lage, sondern auch durch den Menschenschlag, welcher hier wohnt, und für den rührigsten, aber auch für den verschmutztesten des albanesischen Mittellandes gilt. Die Felder, Gärten und Pflanzungen sind fleißig bestellt und die letzteren meist gut umhegt. Die Menschen sind gut und reinlich gekleidet; das Vieh wohlgehalten und in den meisten Dörfern der Umgebung finden sich zweistöckige, steinerne Häuser, in welchen es recht sauber aussieht. Nirgends zeigen sich Spuren von Armuth oder Elend, namentlich aber wurde ich durch die Stadt selbst überrascht. Ich erwartete ein finsternes, schmutziges Nest und fand einen sich über eine wasserreiche Ebene ausdehnenden, garten- und baumreichen Ort, dessen nähere Betrachtung zu der wohlthuenden Überzeugung führt, daß

hier niemand darbt noch hungert. Durch die Straßen laufen in den Pflasterrinnen zwei kleine Bäche, welche, wider jeden orientalischen Brauch, allen Unrath mit sich fortschwemmen. Die buntbemalten, in freundlichem Stile gebauten, mit Pappeln und Cypressen umgebenen Moscheen, wie der hübsche Rococo-Thurm der Stadtuhr vereinigten sich mit dem regsamem Treiben der Menge zu so originellen Bildern, wie man sonst nirgends in Albanien anzutreffen vermag.

Daß die Frauen der Umgegend frei auf dem Bazar verkehren, kaufen und verkaufen, konnte nicht auffallen, denn dies geschieht überall. Was aber sonst nirgends zu sehen ist, waren ganze Reihen von Frauen in der Kleidung städtischer Türkinen — und darunter manch junges Gesicht — welche, auf den Stufen der Moscheen oder längs der Mauern sitzend, Weißzeug und alte Kleider verkauften.

Ganz einen entgegengesetzten, aber ebenso interessanten Eindruck macht das kleine und echt orientalische Bekinj — das man ein altes, oder vielmehr ein veraltetes Türkenstädtchen nennen könnte und das gerade wegen seines charakteristischen Aussehens, das mit dem Zerfalle des türkischen Reiches anderwärts immer seltener wird, eine eingehende Schilderung verdient.

Schon das Stück Weges, der von Durazzo nach Bekinj führt, gehört der Via Egnatia, der uralten, gepflasterten Römerstraße an und erweckt so die verschiedensten Erinnerungen. Zwischen den glatten Steinen derselben wächst schon seit Jahren Gras, an dem die abends von der Weide heimkehrenden Ziegen naschen, worauf sie noch zur Tränke zu dem moosbedeckten Brunnen gehen, den ein

Scheif während der Kriegsfahrten des großen Bajasid gestiftet haben soll. Auch das erste Häuschen zur Rechten am Eingange von Pekinj, wie der Brunnen gegenüber, scheinen uralt zu sein. Die fromme Inschrift ober der Hausthüre in blasfgelben Zügen, auf blauem Grunde, enthält nur die drei Buchstaben F. S. M., deren Bedeutung nach irgend einer Sure nur Allah selbst kennen soll. Der Imam, der Ortsgeistliche von Pekinj, wohnt in diesem Häuschen seit Menschengedenken und ebenso lange ist es her, daß auf dem rothen Dachgiebel der Scheune alljährlich ein Storchenpaar sein dorniges Nest baut. Aber Pekinj ist, wie gesagt, nicht so sehr ein altes, als vielmehr ein veraltetes Städtchen.

Es sieht aus, als ob die dortigen Häuser und Menschen nicht alt geworden, sondern immer alt gewesen wären. Dem graubärtigen, dürstigen Manne, der an der nächsten Lehnhütte den eisernen Thürklopper auf die morsche Pforte fallen ließ. öffnet ein noch älterer Mann und in aller Stille fällt nach einem „Hosch geldinis!“ — „Gebedeit sei Eure Ankunft!“ — die Hausthüre in die hölzerne Angel; es ist wieder ruhig und still, als ob niemand in der Hütte wohnen würde. Ich besehe mir den alten Thürklopper mit dem byzantinischen Bandmuster; ein heiserer Haushund knurrt an der untersten Thürspalte und ich stolpere über das Pflaster weiter, das einem ausgewaschenen Flussbett gleicht, in die nächste dämmerige Gasse hinein, wo der Bazar beginnt.

Während in anderen Städten an solcher Stelle das bunteste Leben sich regt, herrscht in diesem Bazar dieselbe Ruhe, wie in der letzten Seitengasse von Pekinj. Das

ist allerdings nicht so sehr die Ruhe der Ruinen, als die Stille der Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit zugleich.

Man spricht nur ungern ein lautes Wort auf der Gasse, denn durch die Rahmen der dunklen Fenster würde ein Turbankopf nach dem andern: „Ne ister-sinis?“ — „Was wünscht Ihr?“ — rufen. Man muß hier, gleich den Türken, den Gleichmuth der Rede und Gesinnung bewahren, ob man den alten Bazar, die bescheidene Moschee oder den offenen Friedhof betreten hat.

Der Bazar in Bekinj sieht nicht viel anders, aber doch viel alterthümlicher aus, als ein Bazar in anderen Städtchen von gleichem Range. Ein Verkaufsladen reiht sich nischenartig an den andern, und wenn auch die stützenden und tragenden Sparren keine dauernde Sicherheit zu versprechen scheinen, so liegt wohl nicht viel daran. Sie thun ja ihren Dienst seit Menschengedenken und das ist mehr wert als die Weisheit irgend eines „fränkischen“ Architekten.

Es herrscht ein heimliches Dunkel in der Gasse, denn ein dichtes Dach von wilden Weinranken ist von einer Bazarfronte zur anderen gespannt. Von vielen Sonnenstrahlen dringt kaum einer zwischen den grünen Blättern durch und macht dann seinen Weg von den glatten Pflastersteinen bis zu den glänzenden Silbersachen in einem oder dem andern Dutjan (Laden), wo Kaufleute und Käufer auf gekreuzten Beinen sitzen — ein echter Türke neben dem andern.

Der nächste Laden gehört einem langbärtigen Osmanen, der alles zu bieten vermag, was das Herz des

Rechtgläubigen erfreut. „Sulejman Aga, gebt mir eine Pfeife,“ ruft ihm ein gebückter Greis zu, „ich bezahle sie Euch bei Gelegenheit.“ Sulejman lächelt, greift, ohne aufzustehen, in die staubige Schublade, langt eine roththönene Pfeife heraus, wirft sie dem barfüßigen Alten zu, ruft ihm ein gutmüthiges „Getschmisch ola!“ — „Gut, dass es vorüber ist“ — nach, und raucht dann seinen Tschibuk weiter, als ob ihn niemand gestört hätte. Sulejman macht sich keine Gedanken darüber, ob er heute oder morgen etwas verkaufen oder gar gewinnen wird; er ruft keinem Vorübergehenden zu, in seinen Laden zu treten, er ist sogar im Stande, einen Shawl zu verleugnen, wenn ihm der Käufer missfällt. „Aber die rothen Franssen, die dort oben aus dem Papiersäckchen heraushängen, gehören einem Shawl an, wie ich ihn brauche!“ sagt vielleicht der Käufer. — „Jok“ — „Nein“ — sagt Sulejman, indem er den Kopf hebt und mit der Zunge schmalzt, „das ist nicht der Turbanshawl, wie Du ihn brauchst,“ — und dem Käufer bleibt nichts übrig, als in den nächsten Laden zu gehen. Sulejman aber harret des Käufers, der ihm gefällt oder den ihm Allah nach seiner Meinung beschieden hat.

Sulejmans Großvater war schon in demselben Laden gefessen, ohne ein reicher Mann geworden zu sein — woran ja übrigens ein echter Osmane niemals zu denken pflegt. Dieser überlegt weder den Wert der Ware, noch die Aussicht auf Gewinn oder Verlust; er schlägt die Ware desto höher an, je besser sie ihm selbst gefällt, denn der Geschmack des Käufers geht ihn blutwenig an. Sulejman hat zwei Häuschen im Orte und ein paar Stück Feld, aus deren

Erträgnis er sein Auskommen findet. Er betrachtet seine Anwesenheit im Bazar vom Standpunkt einer noblen Passion und wenn Allah wochenlang keinen Käufer sendet und er das ganze Warenlager wieder seinem Sohn vererben müßte — was liegt daran?

Er als stolzer und wohlhabender Mann kann im Bazar zum Zeitvertreib sitzen, zumal man dort alles erfährt, was in Peking und in der ganzen Welt geschieht. Der Saptieh kommt aus dem Konak und erzählt für eine Schale schwarzen Kaffee, was der Mudir verordnet, wie der Kadi geurtheilt, wann ein neuer Pascha nach Scutari oder Monastir kommen wird. Von weit und breit kommende Reisende passieren gerne den Bazar und ein Derwisch oder Kiriadshi (Pferdetreiber) erzählt um eine handvoll Tabak alles, was von Scutari bis Adrianopel geschehen sein — könnte. Sulejman glaubt ihnen nicht alles; er kennt den Lauf der Welt und die Zunge der Menschen so gut, wie die feinige, die auch unter zwei kleine Wahrheiten vier große Übertreibungen zu mischen pflegt.

In dem nächsten Laden, dem des würdigen Sulejman gegenüber, bietet ein anderer seine Schätze der Damenwelt zum Verkaufe. Er nimmt es schon genauer mit Geld und Gewinn, er ist weit gefälliger und geschmeidiger, als sonst irgend einer im Bazar. Und wenn die tief verummte Türkin, welche gerade in seinen Laden tritt, nur einen blau und weiß gewürfelten Perfail oder einige Ellen von dem Kattun kaufen will, den unsere europäischen Großmütter vor fünfzig Jahren trugen, so versäumt er es nicht, ihr alle seine Schätze des Ladens mit der bekannten, bilderreichen Beredsamkeit des Orientalen anzu-

preisen. Wie schön sind doch die rothen Tischtücher mit den gelb gestickten Blumen und Koranversen; die blauen oder weißen, mit Gold- oder Silberfäden gestickten Kissen und Pantoffel; die buntgestreiften Schärpen und farbensprühenden Streifen aus dem alten Phönizierlande, die rauhen und mattglänzenden Seidenstoffe aus Brussa und dem romantischen Libanon. Aber sie kauft derlei Sachen ebenso wenig, wie die schönen und dauerhaften Stoffe aus Euroza, die „fränkischen“ Nippfachen aus Perlmutter und Schildkrot, die Halschnüre aus Bernstein, die Ringe aus falschem Golde und die Geschmeide aus falschen Edelsteinen, welche der spitzbüßische Händler in Durazzo für echt ausgegeben hatte. Die schwarz verummte Türkin kauft heute nur zwei Schminktiegel und eine Schachtel Henna, um ihre Nägel und Fingerspitzen dunkelroth zu färben. Und so geht es dem Modehändler im Bazar von Peking fast jedesmal, wenn Frauen in seinen Laden kommen. Vor jeder krant er seine veralteten Muster, vergilbten Stoffe und verstaubten Nippfachen heraus, aber sie bleiben immer wieder liegen, denn unser Peking ist ein veraltetes und ein verarmtes Städtchen, in dem es oft genug an Geld zum täglichen Maisbrot fehlt.

Der Modehändler könnte von dem Ertragnisse seines Ladens nicht leben, wenn er nicht, wie der Saraf (Geldwechsler), am oberen Ende des Bazars ein geheimes Nebengeschäft hätte. Beide bilden eine Art geheimer Agentur des Mudirs von Peking und durch sie erfährt dieser alles Neue und Wichtige, was in seinem Bezirke vorgeht, insoweit die — in Folge eines Bakschisch nicht überall gegenwärtige — Localpolizei nicht alles zu erfahren und

zu berichten vermag. Die Bezeichnung „geheime Agentur“ darf man nicht ganz europäisch ernst als geheime Polizei nehmen, denn was sollte unerhört Strafwürdiges in einem so friedlichen und bedürfnislosen Städtchen wie Bekinj geschehen? Und haben die würdigen Türken von Bekinj wirklich einmal etwas an dem Bezirksvorstand auszusetzen, so wissen sie in den Hütten, Kaffeebuden, wie im Bazar, so stille zu reden, daß weder der Modehändler, noch der Geldwechsler etwas erfährt. Das wissen die Mudire und Kadis auch, welche in Bekinj ebenso rasch aufeinanderfolgen, wie an anderen Orten des türkischen Reiches und die beiden geheimen Agenten haben darum vornehmlich mit den persönlichen Bedürfnissen der Männer vom Stande zu thun. Der Geldwechsler, seines Zeichens ein spanischer Jude, ist auch Geldleiher und der Modehändler sorgt für das Tägliche aller Beamten, das er ihnen leihweise zu vermitteln weiß, wenn monate- oder jahrelang die Gehalte ausbleiben. Ob diese Art Agentur etwas einträgt, weiß ich nicht; nur erinnere ich mich, vom Mülasim (Lieutenant) der Zaptiehs gehört zu haben, daß der Geldwechsler in seinen bisherigen Geschäften noch keinen Para — welcher Betrag einem bescheidenen Zehntel eines Kreuzers gleichkommt — eingebüßt haben soll. Der arme, einäugige Gendarmerie-Lieutenant hat wahrscheinlich aus Erfahrung gesprochen.

In der Mitte des Bazars sorgt man für das leibliche Bedürfnis der Bevölkerung. Zur Linken hängen in einem Laden ein paar Hammelskeulen — ich glaube nicht, daß der dortige Fleisqhauer täglich schlachtet — zur Rechten wird in einem geräumigen, mit Strohmatteu belegten

Vaden Kaffee gebraut. An dieser Stelle herrscht auch ein weit regeres Leben als anderswo im Bazar; die Menschen scheinen hier etwas gesprächiger und anspruchsvoller zu sein. Während man in den Gassen Mühe hat, einer menschlichen Seele zu begegnen, herrscht an der Fleisch- und Kaffeebude im Bazar beinahe ein bescheidenes Gedränge, das freilich zum großen Theile durch gewisse unvermeidliche Bazarbewohner, durch die grauen und gelbbraunen Stadthunde, verursacht wird. Der Fleischhauer, der lauteste Mensch des Städtchens, weiß zwar jedes Hammelstück zu verwerten, aber für die Hunde, die jedermann und niemand gehören, fällt doch ein Bissen oder Knochen ab, den auch der ärmste Osmane verschmäh't. Der Luxus, sich öffentliche Hunde zu halten, erspart dafür den türkischen Städten die weit kostspieligere Einrichtung der Straßensäuberung durch Menschenhand. Ab und zu kann man in türkischen Straßen wohl einer Katzenleiche und kleinen Pfützen begegnen, aber im allgemeinen sorgen die Hunde ziemlich gründlich und freiwillig für die öffentliche Reinlichkeit. Und am Ende kann weder Christ, noch Mohamedaner dafür, daß sich Hunde und Katzen auch nach dem Tode nicht vertragen können.

Plötzlich wird es mäuschenstille im Bazar . . . Der Ezzan (Gebetruf) ertönt von den Zinnen des Minarets; der greise Muezzim ruft von der alten Moschee mit heiserer Stimme: „La Allah, Il Allah!“ und gleich darauf ertönt von der Dschami, am entgegengesetzten Stadtende, derselbe gedehnte Ruf: „Es ist nur ein Gott, ein einziger Gott!“ Niemand schreitet mehr durch die Gassen; jedermann richtet seinen Gebetteppich zurecht und

tiefste Frömmigkeit ist der einzige Pulsschlag des Lebens in einem solchen Augenblicke. Alles kniet in der Richtung gegen die Kaba nieder, kreuzt die Arme vor der Brust, berührt, sich verneigend und Gebete murmelnd, mit der Stirne den Boden. Der Name Allah's schwebt jetzt über allen Gefilden, denn Allah ist einzig und groß. Diese Stille herrscht so lange, bis der Muezzim den Gebetruf nach den vier Weltgegenden beendet hat. . . Ich schleiche mich aus dem Bazar weg, höre nur das Duett der Ezzan von den Minarets und dazwischen das Geknapper der Hunde, die sich vor dem Laden des Fleischhauers an einigen Knochen gütlich thun.

Der Weg führt mich an der alten Moschee mit dem bedenklich geneigten Minaret vorüber. Schlinggewächse an den zerrissenen Mauern, kniehohes Unkraut und eine schläfrige Kaze vor der Thüre der Moschee — so ist das Bild in meinem Tagebuche fixiert. Ich komme dann an dem Friedhofe mit den schiefen Grabsteinen vorüber und blicke durch eine Seitengasse ins offene Feld hinaus. Zigeuner haben ihre Zelte aufgeschlagen, ich höre ihre Hammerschläge — nackte Kinder tanzen um das Feuer herum.

Bald komme ich an das südliche Ende von Bekinj. Ein neues Haus wird gebaut und fleißige Zinzaren kriechen auf den Sparren des eben aufgestellten Dachstuhles herum. Nach der Eintheilung der Räumlichkeiten sehe ich, daß es ein Han (Einkehrhaus) werden soll; ein Kreuz ober der Thüre mit dem Zeichen „C. M. B.“ jenem der heiligen drei Könige, zeigt an, daß das Haus am letzten Ende der Stadt einem, vielleicht dem einzigen

Christen und Katholiken von Pekinj gehört. Einige Schritte weiter und ich befinde mich auf der offenen Heerstraße, die nach Elbassan führt. Ich blicke in die Höhe und sehe auch in Pekinj das Wahrzeichen des 19. Jahrhunderts — eine Telegraphenleitung. Unwillkürlich wende ich mich zurück gegen das andere Stadtende mit dem uralten Häuschen des Imam; ich sehe die glatten Pflastersteine der alten Römerstraße . . . Es waren die Spuren zweier Jahrtausende, über die ich im veralteten Türkenstädtchen Pekinj während einer halben Stunde hinweggeschritten war . . .

Nachdem wir uns ein gut Stück ostwärts von Durazzo entfernt haben, wenden wir uns wieder gegen Norden, wo nicht nur bemerkenswerte Örtlichkeiten, sondern auch Landschaften zu finden sind, in denen sich die interessanteste Epoche der albanesischen Geschichte abgespielt hat.

In der mauerartigen, langgestreckten Bergreihe, welche das Thal von Tyranna gegen Osten abschließt, befindet sich ein isolierter Bergrücken, der etwa $\frac{3}{4}$ Stunden lang sein mag und auf seinem Kamm eine kleine, walddreiche Ebene trägt.

Die westliche, der Küstenebene zugekehrte Wand dieses Rückens steigt sehr steil in die Höhe. Längs desselben zieht sich eine Kette von Vorbergen, welche mit Eichen- und Buchengestrüpp, selbst mit einigem Hochwalde bedeckt sind und gegen die Felswand ein schmales Thal bilden. In der Mitte dieses Thales, doch etwas mehr gegen die Felswand zu, erhebt sich ein Felsen, der gegen Süden, Osten und Norden sehr steil aufsteigt. Dieser Felsen trägt die Festung von Kroja, welche, von drei

Seiten sozusagen naturfest, nur auf der westlichen einer künstlichen Nachhilfe bedurfte, um in den Zeiten des Mittelalters unersteiglich zu sein. 1832 ließen die Türken die Zinnen dieser Festung schleifen und sie ist daher heute nur eine Ruine. Sie schließt 80 Häuser ein, deren mehr oder weniger verfallenes und vernachlässigtes Äußere zur Annahme führt, daß darin sehr wenig Wohlstand herrscht. Über diesen Ruinen ragen zwei Moscheen, von welchen die eine ein Minaret hat, und auf dem westlichen, höchsten Punkte des Felsens ragt der Thurm der Stadtuhr empor. Die Umgebung des letzteren gilt als die Stelle, wo der Palast des albanesischen Nationalhelden Skanderbeg gestanden. Im weiteren Umkreise um die Festung liegen 100 Häuser zerstreut, die zumeist aus Baumgruppen hervorlugen. Einen überaus traurigen Anblick bieten die Olivenbäume, die in großer Anzahl im Stadtbezirke wie vereinzelt und verlassen dastehen.

Zu der Festung führt eine lange, schmale, von zwei Reihen Buden besetzte, zumeist überdachte Straße; dies ist der Bazar von Kroja. Er macht einen so alterthümlichen Eindruck, als ob sich seit Skanderbeg's Zeiten hier wenig oder nichts verändert hätte. Kroja ist der Lagerort der Umgegend, und zwar nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Berge. Der Weg nach der Landschaft Mat führt durch die Stadt, und von dort aus wird ihr sonntäglicher Markt zahlreich besucht. Der Bazar ist wohlbesetzt und gewährt einen guten Überblick über die commerciellen und industriellen Verhältnisse einer albanesischen Landstadt. „Krua“ heißt im Albanesischen „Quelle“, und dies ist auch die einheimische Namensform dieses Ortes.

Er verdient seinen Namen, denn er hat mehrere starke Quellen in der Thalsole; an der stärksten führt auch der Landweg vorüber.

Wenn von Kroja die Rede ist, denkt jeder Kenner albanesischer Verhältnisse unwillkürlich an den Nationalhelden Skanderbeg, wie er bei den Mohamedanern, oder Georg Kastriot, wie er bei den Christen genannt wird. Wenn übrigens nicht zufällig vor dreihundert Jahren ein österreichischer Mönch Namens Barletius in Scutari gelebt und auf großen Folianten den Lebenslauf des Skanderbeg beschrieben hätte, kein Mensch wüßte heute etwas von den Thaten und Schicksalen des Helden, der den Türken durch vierzig Jahre so erfolgreich zu widerstehen mußte.

Die Albanesen kennen ihren Skanderbeg, wie oben erwähnt, mehr dem Namen und dem Ruhme nach, denn wenn man selbst an Ort und Stelle, wo er Proben seines Heldenmuthes abgegeben, wie in Kroja, Dibra und Alessio. nachfragt, erfährt man nicht viel mehr, als sagenhaft übertriebene, zusammenhangslose Überlieferungen, daß hier einmal Skanderbeg gekämpft und gesiegt habe. An Felstrümmern, Brunnen und Festungsmauern kleben zur Noth einige Traditionen über Skanderbeg; das Wahre aus seiner Lebensgeschichte wäre aber verloren, weil die Albanesen kein Alphabet, keine Schrift, keine Bücher und Chroniken haben. Alles, was die europäischen Geschichtsschreiber und Orientalisten seit dreihundert Jahren bis auf den Franzosen Paganel über Skanderbeg geschrieben haben, rührt also von dem frommen und gutmüthigen Österreicher Barletius her, dessen Werk nach und nach

in lateinischer, italienischer und deutscher Sprache erschienen war und vielfach verarbeitet worden ist.

Etwas deutlicher als in Albanien selbst, lebt das Andenken Skanderbegs unter den in Süddalien ansässigen Albanesen fort, wo seine directen Nachkommen leben und deren Majoratsherr immer den christlichen Namen Skanderbegs, Georg Kastriota, führen soll, gleichsam um die Continuität einer albanesischen Dynasten-Familie darzuthun und aufrecht zu erhalten. Indessen lebt unter den mohamedanischen Notablen-Geschlechtern Mittel-Albaniens ebenfalls eine Familie, welche ihre Abstammung von Georg Kastriota ableitet und deren Majoratsherr wieder den türkischen Namen Iskender Bey oder den albanesischen Skanderbeg führt. Es ist von dem Georg Kastriota in Italien, wie vom Skanderbeg der albanesischen Liga wiederholt in den letzten Jahren mit bestimmter Absicht die Rede gewesen und es sei mir daher gestattet, all das von den Lebensschicksalen ihres Ahnherrn mitzutheilen, was, jedes unwesentlichen Sagenschmuckes entkleidet, unter den vielen vorhandenen Überlieferungen den meisten Glauben verdient. Ich werde mich neben local erhobenen Daten zumeist an Barletius halten, wobei ich nur im einzelnen von den Motivierungen abzuweichen brauche, welche der „Mönch“ verschuldet hat. Auf türkische Chronisten zu bauen wäre darum schwer möglich, weil diese die siegreiche Periode Skanderbegs, in der zwei Sultane und zwei Duzend der besten Paschas mit ihren übermächtigen Heeren unterlagen, mit wahrhaft orientalischer Schweigsamkeit und Loyalität behandeln.

Der Vater Skanderbegs war Johann Kastriota, der den Titel eines Herrn von Kroja, Svetigrad und Dibra führte und seinen Wohnsitz in der schönen Landschaft Moglena, nördlich der Straße von Monastir nach Salonich, hatte. Die Moglena wird heute von christlichen und mohamedanischen Bulgaren bewohnt, die sich vorzugsweise mit Pfefferbau beschäftigen. Johann Kastriota war mit Wossawa, der Tochter eines vornehmen Serben, verheiratet und aus diesem wie aus dem Umstande, daß die Moglena auch vielleicht vor vierhundert Jahren von Bulgaren bewohnt war, wird Skanderbeg von südslavischen Schriftstellern wiederholt auch als Serbe oder Bulgare reclamirt. Wie dem auch sei, Skanderbeg hat sich immer nur als Albanese gefühlt und nur immer für Albanien und den Katholicismus gegen den Islam bis zu seinem Tode gekämpft. Kleinliche nationale Ambitionen können hier um so weniger entscheiden, als auch der Vater Johann Kastriota's über die mittelalbanesischen Landschaften in den Gebirgen zwischen Durazzo und Monastir geherrscht hat, was einem Nicht-Albanesen auch in jener Zeit schwer möglich gewesen wäre.

Wossawa gebar vier Söhne der Reihe nach, Reposin, Stanischa, Konstantin, Georg und eine Tochter Mamisa Kastriota. Bevor Georg 1404 in der Moglena — also nahe bei Wodena, der Geburtsstätte Alexander des Großen —, zur Welt kam, träumte Wossawa, ähnlich den Müttern Alexander des Großen und des Scipio Africanus, von einem Drachen, welcher ganz Epirus bedeckte, alle Türken verschlang und dessen Schweif bis nach Venedig reichte. Indessen drangen die Türken trotzdem vor und die

Lande Johann Kastriota's fielen ihnen anheim; seine vier Söhne wurden an den Hof Sultan Murad II. als Staffage geschleppt und im Islam erzogen. Die drei älteren Brüder starben an langsam wirkenden Giften dahin; aus Georg Kastriota wurde ein hoffnungsvoller dem Padischah ergebener Jüngling, der schon mit achtzehn Jahren ein Reitercorps von 5000 Mann in Anatolien mit solchem Erfolg befehligte, daß ihm Sultan Murad den Namen Iskender (Alexander) Bey verlieh. Nach der Art des fünfzehnten Jahrhunderts waren von Zeit zu Zeit Helden aus allen Theilen des Orients an den osmanischen Hof gekommen, um ihre Kraft und Geschicklichkeit zu messen, besonders da Georg Kastriota ihr Gegner war. So streckte dieser einen einäugigen Scythen bei Adrianopel in den Sand und stach ihm das sehende Auge aus; dann tödtete er die persischen Helden Baja und Sampsa bei Brussa, obwohl beide wider Verabredung auf dem Kampfplatze zu gleicher Zeit auf Kastriota eingedrungen waren. Im Jahre 1427 erhielt Skanderbeg ein selbständiges Commando gegen die unter Georg Brankovics stehenden Serben, welche Gelegenheit die Paschas am Hofe in Adrianopel redlich dazu benützten, Skanderbeg zu verdächtigen und des Sultans Argwohn gegen den ganz besonders im Heere beliebt gewordenen Emporkömmling wachzurufen.

Nun kommt eine Wendung in Kastriota's Leben, welche sich nicht mit Bestimmtheit aufklären läßt. Er zwang 1428 den damaligen Reis Effendi (Secretär) des Sultans, im Namen des letzteren einen Befehl auszufertigen, wonach Sewali Pascha, der Commandant von Kroja, die Stadt an Skanderbeg auszufolgen habe.

Skanderbeg zog über Dibra nach Mittel-Albanien; sein Neffe Hamsa und der weit und breit berühmte Arnautenführer Moses Golenta schlossen sich dem Heimkehrenden an. Skanderbeg zog in Kroja ein — und in wenigen Wochen lag ganz Mittel-Albanien zu seinen Füßen. Unser guter Mönch Barletius meint nun, daß die Liebe zum Glauben seiner Väter und die Liebe zu seinen Landsleuten Skanderbeg zum Hochverrath und Religionswechsel verleitet haben, indessen geht aus anderen Thatsachen als viel wahrscheinlicher hervor, daß die Intriguen am Hofe in Adriano- nopol gegen den vielbeneideten Skanderbeg, das Miß- trauen des Sultans, die Confiscierung der väterlichen Güter und schlimme Nachrichten aus der Heimat über die grausame Bedrückung der Albanesen durch die Os- manen, verbunden mit dem unerfülllichen Ehrgeiz Skander- begs, diesen zum Revolutionär gemacht haben.

Georg Kastriota wird von seinen Biographen als eine Riesengestalt, mit breiten Schultern, buschigen Brauen, behexendem Adlerblick und martialischem Schnurbart ge- schildert. Den rechten Arm trug er ganz besonders im Ge- fechte nackt; nur die strengste Winterkälte hinderte ihn an dieser charakteristischen Sitte. Nicht minder merkwürdig war die Eigenthümlichkeit Skanderbegs, daß seine Unterlippe im Zustande hochgradiger Aufregung so aufschwoh, daß ihm nur eine Blutausspritzung aus derselben, die sich regel- mäßig und ungezwungen vollzog, die nöthige Erleichterung verschaffte. Im gewöhnlichen Leben konnte er heiter und naiv wie ein Kind, mittheilsam und fromm wie ein Priester, duldsam und stolz wie ein Fürst sein. Der Mann, der morgens und abends, vor und nach jeder

Unternehmung betete, seinem Schöpfer dankte und jedem Verräther verzieh, war im Kampfe ein wildes Thier, dessen bärenhafte Tapferkeit und Mordlust keine Grenzen kannten. Er war an der Spitze eines kleinen Fähnleins immer der waghalsigste Kundschafter seines Heeres; im Kampfe immer an der Spitze der Seinen und, wie Barletius behauptet, soll er mit eigener Hand nicht weniger als zweitausend Türken ins bessere Jenseits befördert haben. Er war ganz im Dienste seines Ehrgeizes, seines Glaubens, seines Volkes und seines Landes; auch seine Ehe mit Donika, der Tochter des Arianithes Topia, aus der nur ein Sohn, Johann, entsproß, wurde 1451 nur aus politischen Gründen abgeschlossen.

Seine Kämpfe in Albanien, die dreißig Jahre dauerten, an dieser Stelle des Näheren zu schildern, würde nicht nur unmöglich und langwierig sein, sondern auch den Zweck dieser orientierenden Skizze überschreiten. Mit Ausnahme eines Kriegszuges in Süd-Italien zu Gunsten des Königs Ferdinand von Neapel und eines Streifzuges gegen die intrigante venezianische Republik, welche in Scutari und an der nächstgelegenen Küste Garnisonen hielt, beschränkten sich Skanderbegs Kriegszüge und Schlachten auf die Strecke zwischen Alessio, Kroja und dem Drinthol, nördlich und südlich Dibra, der Ebene von Dchrida und der östlich davon gelegenen Defiléen. Der Raum zwischen Drin und Schkumbi war sein eigentliches Reich, das er vier Jahrzehnte lang gegen jede türkische Übermacht vertheidigte, wie weit dieselbe auch vermöge ihrer Zahl vordringen mochte. Eine fehlgeschlagene vier-

wöchentliche Belagerung von Swetigrad im October 1449 und die Schlacht bei Berat gegen Sultan Muhamed im Jahre 1453 waren die einzigen mißlungenen Unternehmungen seiner kriegerischen Laufbahn, die sich sonst als eine ununterbrochene Kette von glänzenden und seltenen Siegen gestaltete.

In den Jahren von 1445 bis 1446 besiegte er im Drinthale drei türkische Heere unter Ali, Fisir und Mustapha Pascha, 1446 die Venezianer unter Daniel Djurics, südöstlich von Scutari; 1448 Mustapha im Mirditenlande, 1449 Sultan Murad II. bei Swetigrad, 1450 Sewali Paschah bei Kroja. Die letzte Niederlage Mustapha Paschas war eine so ausgiebige, daß Sultan Murad für die Entlassung der vornehmsten Gefangenen nicht weniger als 25.000 Ducaten bezahlen mußte. Nach dem im Jahre 1451 erfolgten Tod Sultan Murads II., dem Muhamed folgte, eröffneten die Türken unter Hamza Pascha 1452 die Angriffe von Skoplje aus, allein vergebens. Durch den Verrath eines seiner tüchtigsten Generale, des Moses Golenta, der aber nach kurzer Zeit wieder reuig zurückkehrte, verliert Skanderbeg 1453 die Schlacht bei Berat, dafür bringt er 1453 einem zweiten Verräther, seinem mit Isa Pascha herbeigeeilten Neffen Hamza eine blutige Niederlage bei, nach der Sultan Muhamed für die Auslieferung der Gefangenen 50.000 Ducaten bezahlen mußte. 1454 schlägt Skanderbeg die Feinde Ferdinands von Neapel bei Ursawa in Apulien und kehrt im selben Jahre noch nach Albanien zurück. Es folgt eine achtjährige Waffenruhe, aber von 1462 an wieder ein türkisches Heer nach dem andern unter Sinan Pascha, Hussein

Beg, Jusuf Beg, Karamja Beg und Sultan Muhamed II. im Jahre 1462, Scheremet Beg im Jahre 1463, vier Versuche von Balaban Badera Pascha, einer unter dem Renegaten Jakob Arnaut und der letzte unter Sultan Muhamed 1464 — die alle mit ebensovieleu Niederlagen der türkischen Streitkräfte gleichbedeutend sind. Endlich zog der Sultan verdrossen nach Constantinopel ab, Ali und Hjana Pascha mit Truppen in Macedonien zurücklassend, um das türkische Reich vor dem Unbesiegbaren zu schützen, der allerdings niemals im Stande war, durch weitreichende Operationen seine Erfolge auszunützen. Georg Kastriota scheint, wie Barletius' phantasievolle und weitläufige Schilderungen vermuthen lassen, das Ideal eines Feldherrn der Defensivc gewesen zu sein, der zwar im strategischen Sinne niemals die Offensive ergreift, jedoch auch in der Rolle des Vertheidigers den anrückenden, übermächtigen Gegner niemals stehenden Fußes erwartet, sondern ihm jedesmal entgegenrückt, durch Kriegslisten, überraschende Flankenmärsche, vehemente Angriffe aus der Fassung bringt und dann wieder an den heimathlichen Herd nach Kroja zurückkehrt.

Das auf einem Felskegel hingebaute Städtchen Kroja war die eigentliche Residenz Georg Kastriota's, die er nur in schneereicher Winterszeit oder zur Zeit wichtiger Berathungen mit den Stamm-Häuptlingen verließ, um nach Alessio an der Mündung des Drin hinabzusteigen. Hier starb er auch im Alter von 63 Jahren an einem hartnäckigen Fieber am 17. April 1467; sein Leichnam wurde, wie schon einmal erwähnt, in der dem heiligen Nikolaus geweihten Pfarrkirche in Alessio beigesetzt. Die Regierung

des Landes übernahm sein schwächlicher Sohn Johann, der sich zwar gleich dem Vater „Soldat Jesu Christi und Prinz der Epiroten“ nannte, aber schon unter dem Schutze der venezianischen Republik stand. Am 15. Juni 1478, also vor genau 403 Jahren, capitulierte Kroja; Johann floh nach Venedig und der Padiſchah ward auch in Nord-Albanien unumschränkter Herr des Landes, wie schon zwei Jahrzehnte früher in Bosnien, Süd-Albanien und Macedonien.

Kriegstüchtigkeit und Heldenmüthigkeit blieben auch nach dem Tode Skanderbegs die hervorragendsten Eigenschaften der Albanesen und diese gehören bis auf den heutigen Tag zu den bewährtesten Soldaten der türkischen Armee. Sie zeichnen sich durch eine ihnen ganz eigenthümliche Kampfweise aus, ob sie an der Seite der Osmanen in der Fremde stehen oder in den heimischen Bergen irgend einen Gegner bekämpfen. Bis her fügte sich der Arnaut außerhalb der Heimat immer der Kampfweise und Disciplin der ihn umgebenden Truppe, und wenn er hervorragte, so geschah es entweder durch die bärenhafte Tapferkeit des Einzelnen, oder durch den Übermuth, mit dem jeder von ihnen auf die unterjochte Bevölkerung zu drücken verstand, oder endlich durch die bestialische Geschicklichkeit im Plündern und Beutemachen. Kämpfen die Arnauten in ihren heimatlichen Gebirgen gegen einen benachbarten Stamm, mit dem sie in Blutsfehde leben, oder gegen die türkischen Truppen, welche ihre locale Unabhängigkeit bedrohen, oder kämpfen sie endlich, wie seit mehr als zwei Jahren, auf eigene Rechnung gegen einen äußeren Feind, dann kehren sie am liebsten zu ihrer nationalen Taktik

zurück, die im nachfolgenden eine kurze Schilderung finden möge.

Die Kampfweise der Albanesen ist die eines wilden Gebirgsvolkes. Jeder Einzelne muß im Kampfe seinen Mann stellen und besonders im Nahgefechte hört jede Disciplin und Befehlsgebung auf. Sie lieben die nächtliche Überraschung, den Überfall und üben jene Kriegskunst, welche dem „Instincte der Wilden“ entspringt. Wie alle Hochgebirgsbewohner wissen die Arnauten das Terrain mit großer Geschicklichkeit auszunützen und sind besonders stark in der Defensive, wenn sie hinter Schanzen oder deckenden Terrain-Abchnitten den Gegner erwarten.

Die Albanesen ziehen in ziemlich ungeordneten Haufen, die je nach dem Zwecke des Kriegszuges ein oder mehrere hundert Mann zählen, in den Kampf. An der Spitze des Kriegshaufens (Tscheta) stehen die Bajraktare (Bannerführer), von denen es in jedem Stamme mehrere gibt und die zu den Angesehensten und Tapfersten des Volkes gehören. Der Bajraktar ist der wahre und so ziemlich der einzige Führer der Tscheta, auch im heftigsten Kampfe fünfzig bis zwanzig Schritte vor derselben marschierend. Der Tscheta folgen in entsprechender Entfernung die Tragthiere mit dem Verpflegs- und Munitionsvorrath, begleitet von kampfunfähigen Burschen, Greisen und Weibern, die sich nach siegreichem Kampfe mit der Bergung der eigenen und der Plünderung der feindlichen Gefallenen oder mit der Labung der eigenen und der Tödtung der feindlichen Verwundeten beschäftigen, in zweifelhaften Gefechten aber den anrückenden Feind mit Steinwürfen empfangen.

Wird kein Überfall geplant, so beginnen die Albanesen das Gewehrfeuer schon aus großer Entfernung und je näher sie an die feindliche Aufstellung gerathen, desto lauter wird ihr unaufhörliches Kriegsgeheul, das mit seinen langgedehnten „Ah! Ah!“ Rufen auf die Wildheit und Energie des Angriffes schließen läßt. Sie glauben nicht viel und schnell genug schießen zu können und nur in der stehenden Vertheidigung geben sie wohlgezielte Schüsse ab. In jedem Falle vergeuden sie beim Schnellfeuer ungeheure Mengen von Munition, weil es ihnen vor allem auf die Einschüchterung des Feindes ankommt. Hält der Vertheidiger Stand, dann bleibt die Entscheidung dem Handgemenge überlassen, wo jeder Einzelne sich mit wahrer Berserkerwuth auf seinen Gegner stürzt und diesen mit Pistolenschüssen und Sataganhieben niederzustrecken sucht. Im Handgemenge und im letzten Zweikampfe, denen stets ein Angriff von fast unüberwindlicher Behemenz vorhergeht, offenbart der Albanese seine bärenhafte Tapferkeit und jene bestialische Wildheit, die ihn als Krieger so berühmt und berüchtigt gemacht hat. Die Albanesen machen keine Gefangenen, sie schleppen keinen verwundeten Feind mit sich und jeder Kampfplatz, den sie behaupten, ist ein Leichenfeld im vollsten Sinne des Wortes. Jeder gefallene Gegner zählt mindestens ein halbes Duzend Schuss- und Stichwunden und selbst den Getödteten werden Nasen, Ohren, Köpfe und allerlei Gliedmaßen mit barbarischer Grausamkeit vom Leibe getrennt.

Ist der Feind geschlagen und vertrieben, dann gibt sich die ganze Tscheta der Plünderung hin, der bei zer-

streuter Fechtart wohl auch während des Kampfes gefröhnt wird. Wie in der Heimat der türkische Raub, so ist im Gefechte die Plünderung das eigentliche Ziel des Albanesen, das er mit wahrhaft nationaler Zähigkeit verfolgt. Wie der gefräßige Köter den erbeuteten Knochen um keinen Preis fahren läßt, so wird der Arnaut sich eher niederschließen lassen, bevor er den Teppich, die Waffe, den Kupferkessel oder was ihm sonst bei der Plünderung in die Hände gefallen, am Thatorte zurücklassen würde. Ist die Plünderung vorüber, dann werden die getödteten Feinde entkleidet, ihre Wohnhäuser so gründlich als möglich niedergebrannt und die gemachte Beute von Tragthieren, Greisen, Burschen und Weibern nach dem Heimatsdorfe zurückbefördert. An eine Verfolgung des geschlagenen Feindes wird aber in den seltensten Fällen gedacht, es müßte denn sein, daß die Albanesen in einem weiter vorwärts liegenden Dorfe reichlichere Beute oder auf einer entfernteren Weide eine zahlreiche Viehherde vermuthen.

Aus der eben gegebenen Schilderung geht hervor, daß die Kampfweise der Montenegriner jener der Albanesen ziemlich nahverwandt ist. Aber in dem Maße, als sich im Verlaufe der letzten Kriege die Kriegführung der Montenegriner der europäischen immer mehr genähert hat, in demselben Maße haben sich auch die Chancen des Sieges in jedem Kampfe zwischen den Montenegrinern und Arnauten immer mehr den letzteren zugeneigt. So viel ist gewiß, daß nur jene Armee den Angriffen der Albanesen zu widerstehen vermag, welche über eine gute Artillerie und eine in kaltblütiger Defensiv geübte Truppe

verfügt, welche die in der ersten halben Stunde vehement ausgeführten Attafen der Arnauten auszuhalten vermag.

So erfolgreich die Albanesen gewöhnlich in gedeckten Stellungen, seltener aber im offenen Angriffe sind, so beispiellos ist auch ihre Deroute, wenn sie noch vor dem Handgemenge ihre Bajraktare verlieren oder von einem vorbereiteten Gegner kräftig zurückgewiesen werden. Keine Zigeunerbande flieht in solcher Eile, Unordnung und Kopflosigkeit wie eine albanesische Tscheta, deren Angriff miselungen ist; von einer Raillierung der Flüchtigen kann erst die Rede sein, wenn sie sich außerhalb der Schußweite des sie verfolgenden Feindes befinden.

Sind die albanesischen Krieger in das Heimatsdorf zurückgekehrt, so wird zuerst der Todten gedacht. Die Todtenfeier findet bei den Arnauten wie bei allen orientalischen Völkern unter großem Geheule der Weiber und zahlreicher Betheiligung der Verwandten und Bekannten statt. Sie wird auch für diejenigen abgehalten, die in der Fremde gefallen oder gestorben sind. Die Weiber jammern, und die Tröstenden strömen herbei, die Todtenklage wird angestimmt, der abwesende Todte wird angerufen, der Trauerzug geht zur Kirche oder zur Messe und an der Bahre geht ein Knabe, der Waffen und Geräthe des Verstorbenen und auf einer Schüssel geweihtes Brot trägt. Im Gotteshause wird der Trauergottesdienst abgehalten; nur die Ceremonien des Begräbnisses fallen weg.

Gehörte der gefallene Krieger einer vornehmen Familie an oder hatte sich derselbe durch außergewöhnliche Heldenthaten vor allen andern ausgezeichnet, dann bewahrt das Volk sein Andenken in Liedern, von denen eines als cha-

rakteristisches Beispiel in wortgetreuer Übersetzung hier einen Platz finden möge: „Ich fiel, Gefährten! ich fiel — jenseits der Brücke von Tjabeje. — Grüßt mir die Mutter; — die zwei Ochsen möge sie verkaufen — Und das Geld meinem Mädchen geben. — Wenn die Mutter nach mir fragt, — Sagt ihr, ich hätte mich verheiratet. — Wenn sie fragt, was für eine Braut ich genommen — Sagt ihr: drei Kugeln in die Brust, — Sechs in die Füße und Arme. — Wenn sie fragt, wer von den Verwandten zum Hochzeitsmahl gekommen, — Sagt ihr, die Krähen und Raben hätten das Mahl gefressen.“ So bewahren die Albanesen in allem und jedem, was zum Kriege gehört, ihre Wildheit und alle die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten, durch welche sich ihre Nationalität von allen übrigen unterscheidet.

6. Sprache und Poesie der Albanesen.

Das eben citierte Lied führt uns auf das geistige Leben der Albanesen, auf ihre Sprache, Poesie und Literatur. In dieser Beziehung ist wohl wenig zu berichten, was an ein europäisches Culturvolk erinnern würde. Die Sprache der Albanesen ist eine durchaus eigenartige, welche dem Wesen nach mit keiner der lebenden Sprachen etwas gemein hat; weder mit dem slavischen oder griechischen, noch mit irgend einem anderen Idiom. Dabei ist die albanesische Sprache, zu deren Durchforschung die beiden Oesterreicher Generalconsul Hahn und Professor Miklosich das meiste beigetragen haben, doch im übrigen eine Mischung so vieler fremdartiger Elemente,

wie eine solche vielleicht nicht einmal bei der englischen oder zigeunerischen Sprache vorkommt. Diese Mannigfaltigkeit der fremden Elemente kommt jedenfalls von den Berührungen mit so vielen fremden Völkern her, derer sich die Albanesen trotz ihrer nationalen Abgeschlossenheit und Zähigkeit nicht erwehren konnten. Bemerkenswert ist, daß sich die albanesische Sprache gegenüber jener der Walachen als besonders aufnahmefähig erwiesen hat.

Die griechische Sprache dringt in neuester Zeit immer mehr in das albanesische Volk ein; daß das osmanische Element, als das staatlich herrschende seinen Einfluß in dieser Richtung ausgeübt hat, wird wohl niemand Wunder nehmen. Ähnlich wie bei der englischen, werden sich auch bei einer genauen Untersuchung der albanesischen Sprache interessante Wegweiser für die Geschichte dieses Volkes ergeben. Die meisten original-albanesischen Wörter finden sich unter den Zeitwörtern vor. Aus der Beschäftigung und verschiedenen Objecten, welche die Albanesen von den Slaven, Griechen oder Türken übernommen haben, wird sich auch die Übernahme gewisser Ausdrücke erklären lassen.

Vor allem ist bemerkenswert, daß die Albanesen kein eigenes Alphabet besitzen. Was bisher in dieser Richtung von mehreren Forschern entdeckt worden, waren immer wieder nur Alphabete, die von einzelnen Personen oder Familien benützt wurden, ohne zu allgemeiner und bleibender Geltung zu gelangen. Wo die Bevölkerung schriftlicher Aufzeichnungen bedarf, wird die türkische, griechische oder italienische Schrift angewendet, so daß

die albanesische Sprache eigentlich nur Gegenstand der Tradition von Vater auf den Sohn ist.

Wenn aber ein Volk, das mehr als zweitausend Jahre dieselben Wohnsitze einnimmt, es noch immer zu keinem Alphabet gebracht hat, dann muß es in seiner geistigen Thätigkeit einem Menschen gleichen, der kein Gedächtnis hat. Jede Überlieferung, ob Mythos oder Geschichte, ob Lied oder Erzählung, muß endlich verloren gehen, wenn das Mittel fehlt, dem Erinnerungsvermögen des Volkes durch eine schriftliche Aufzeichnung nachzukommen.

In diesem Zustande befinden sich ungefähr die heutigen Albanesen. Sie kennen keine alten Göttersagen; sie wissen nichts davon zu erzählen, wer sie aus dem Süden an die Gestade der Adria geführt, wer sie dort gegen Römer, Gothen, Bulgaren und Osmanen im Laufe der letzten zwei Jahrtausende vertheidigt hat; ja selbst das alltägliche Lied mit dem heiteren oder traurigen Sang pflanzt sich nur mit Mühe vom Großvater bis höchstens auf den Enkel fort. Und was von der Thätigkeit der nationalen Phantasie über die Gegenwart hinausgeht, verändert bei der Überlieferung unausgesetzt seine Formen, so daß, was sich zu Anfang dieses Jahrhunderts thatsächlich zugetragen, in diesem Augenblicke bereits legendenhafte Formen angenommen hat. Nach alldem ist es ganz begreiflich, daß es im Gegensatze zu allen anderen Völkern des Continents kein albanesisches Nationalepos gibt, wenngleich es an Anhaltspunkten dazu in der Geschichte dieses kriegerischen Volkes nicht fehlen würde. Die prähistorische und hellenische Zeit,

dann jene Alexander des Großen, Julius Cäsar's, der Völkerwanderung, die Glanzperiode Skanderbeg's und die Paschazeiten der drei letzten Jahrhunderte, das alles hat keine bleibenden Spuren in der poetischen Phantasie der Arnauten zurückgelassen. Wenn sich nicht ein Franciscaner-mönch als Biograph Skanderbegs gefunden, wenn nicht die nach Calabrien ausgewanderten Albanesen das Andenken dieses Mannes in einem später von de Rada gesammelten Gedichte bewahrt hätten, die Welt wüßte heute ebenso wenig wie die Arnauten selbst, von diesem dramatisch angelegten Meteor. Sieht man von der bescheidenen Thätigkeit der Phantasie ab, soweit dazu Bibel und Koran Veranlassung geben, so beschränkt sich die Poesie der Albanesen vorerst auf jene Gebiete, die sonst dem Aberglauben gewidmet sind. Die friedlichen Elfen, männlichen und weiblichen Geschlechts; die Hausgeister, als kurze, dicke Schlangen gedacht; Gespenster in menschlicher, thierischer und wesenloser Hülle, die über Gesundheit oder Leben gebieten; Vampyre, geflügelte und geschwänzte Menschen — das sind diejenigen Objecte, mit denen vor allem anderen der nationale Aberglaube seinen ausgiebigen Spuk treibt. Daraus ergeben sich dann gar seltsame Sitten und Gebräuche, die bei der Geburt, der Hochzeit oder dem Tode, die in Berg und Wald, am häuslichen Herd und auf der Reise, im Kummer und in Freuden bei dem Volke in gewissenhafter Übung stehen. Und alle diesen Gebräuche interessieren vor allem durch, man könnte sagen, wilde, finstere, ganz eigenartige Züge, die bei anderen Völkern kaum wiederzufinden und darum für die Albanesen umso charakteristischer sind.

Mythus und Legende treten in Albanien verhältnismäßig ziemlich selten auf und dann immer mit durchaus localen, an die Scholle gebundenen Anhaltspunkten, deren Quelle kaum einige Jahrhunderte weit zurückreicht, sehr oft aber auch jedes historischen Untergrundes entbehrt. Felsformen, Höhlen, Ruinen, Klöster und Burgen werden oft mit irgendwie benannten Persönlichkeiten und mit meist durchaus erfundenen Ereignissen in Verbindung gebracht, was wohl vermuthen läßt, daß auch diese localen Sagen, nicht minder als die Geschichte, der Vergessenheit und fortwährender Neubildung unterliegen.

Weit bestimmtere und mannigfaltigere Formen nimmt dagegen das albanesische Märchen an, das sich von den Müttern und Großmüttern auf Groß und Klein vererbt. Dies mag daher kommen, weil das Märchen als die erste, praktische Form der geschürzten und gelösten Erzählung dem primitiven Culturzustande des albanesischen Volke entspricht und nicht über den Bereich und das Bedürfnis der still sesshaften Frauen- und Kinderwelt hinausgeht. Daß sich das albanesische Märchen mit seiner stereotypen und originalen Einbegleitungsformel: „Es war und es war nicht“ unter allen Producten der nationalen Phantasie am wenigsten verändert hat, beweist einerseits sein von jeder thatsächlich historischen That freier Charakter und anderseits die Natur der sittlichen Probleme, welche die albanesischen Märchen mit denen der übrigen indogermanischen Völker gemein haben.

So begegnet man den Märchen vom Aschenbrödel und Schneewittchen, von Allerleirauh und vom Zauber-
spiegel, von den Elfen in Berührung mit Mann, Weib

und Kind, vom Hans Däumling und Blaubart auch bei den Albanesen — und wenn selbst die locale That eine andere ist als beim griechischen oder deutschen Märchen, so ist doch der wesentliche Inhalt mit der stammverwandten Fabel sehr leicht in Übereinstimmung zu bringen. Nebenbei fehlt es nicht an Thierfabeln, an Märchen, die aus dem Türkischen oder Griechischen sinngetreu übertragen wurden, aber auch nicht an Märchen von ausgesprochen localem und nationalem Gepräge mit all den Ausdrücken der Wildheit und Urwüchsigkeit, welche das albanesische Leben überhaupt charakterisieren. Es mögen hier von den letzteren nur einige Märchentitel ihre Anführung finden, aus denen sich auf den Inhalt ungefähr schließen läßt. So gibt es ein Märchen, „das Mädchen, das Rosen lacht und Perlen weint“; eines „Hänschen, dem ein Mohr in den Mund speit“; dann eines mit dem Titel: „das Mädchen im Krieg“, welches im folgenden wegen seines charakteristischen Details seinen Platz finden möge. Es beginnt wie jedes albanesische Märchen mit den sinnigen Worten: „Es war und es war nicht“ und dann heißt es weiter:

„Es war einmal ein König, der drei Töchter hatte und eines Tages aufgeboden wurde in den Krieg zu ziehen. Da er aber schon alt und schwächlich war, so betrückte ihn das sehr, und er saß tagelang, um darüber nachzudenken, was er thun sollte. Da kam seine älteste Tochter zu ihm und fragte: „Was hast Du, Herr, daß Du heute so traurig bist?“ — „Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege.“ — „Mein lieber Vater, ich muß es wissen und gehe nicht eher von der Stelle, als bis Du

es mir sagst.“ — „Was soll ich Dir sagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin zu alt, um mitzugehen.“ — „O weh, ich glaubte Du zerbrächst Dir den Kopf, wie Du mich endlich unter die Haube bringen könntest,“ rief das Mädchen trotzig und verließ den Vater.

Darauf kam die zweite und sprach: „Was ist Dir, Väterchen, daß Du so traurig bist?“ — „Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege.“ — „Nein, nein, Du mußt es mir sagen, ich will es wissen.“ — „Ich sage es Dir nicht, denn sonst antwortest Du mir so wie die andere.“ — „Nein, das thue ich gewiß nicht!“ — „Nun, so höre, mein Kind! Man bietet mich zum Kriege und ich bin zu alt dazu und kann nicht mitgehen.“ — „O Unheil! Ich glaubte Du zerbrächst Dir den Kopf, wie Du mich unter die Haube bringen könntest,“ rief das Mädchen und gieng seiner Wege.

Darauf kam die jüngste und fragte: „Was ist Dir, Vater, daß Du so traurig bist?“ — „Das geht Dich nichts an, packe Dich Deiner Wege; denn sonst antwortest Du mir wie die zwei andern.“ — „Nein, nein, das thue ich gewiß nicht; sage es mir, ich beschwöre Dich!“ — „Also, mein Töchterchen, Du willst wissen, warum ich so traurig bin? Man hat mich zum Kriege aufgeboten und ich bin alt und kann nicht mitziehen.“ — „Und das kummert Dich so sehr? Weißt Du was? Laß mir schöne Manneskleider machen, gib mir ein gutes Pferd und ich will statt Deiner in den Krieg ziehen.“ — „Ach geh doch, Du bist ein Mädchen und willst in den Krieg ziehen!“ — „Das laß Dich nicht kümmern! Ich will nicht bloß hinziehen, sondern

auch siegen.“ — „Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte der König, ließ ihr dann Manneskleider machen und gab ihr ein gutes Pferd. Das Mädchen zog in den Krieg und überwand die Feinde.

Bei diesem Feldzuge war auch ein Prinz aus einem anderen Königreiche. Und als sie zusammen nachhause zogen,kehrten sie in dem Schlosse dieses Prinzen ein, und da kam es ihm vor, als ob sein Gast kein Mann wäre. Er gieng also zu seiner Mutter und sprach: „Ich glaube, das ist ein Mädchen, Mutter.“ Die wunderte sich sehr über diese Rede und sagte: „Wie kann ein Mädchen in den Krieg ziehen?“ Er aber blieb bei seiner Meinung; doch um ins Klare zu kommen, rieth ihm die Mutter: „Führe sie in den Wald und schlafe neben ihr auf dem Grase, und wenn Du beim Aufstehen siehst, daß der Platz, wo Du gelegen, frischer ist, dann ist es ein Mädchen. Ist es aber nicht der Fall, dann ist es ein Mann.“

Da giengen sie zusammen in den Wald und schliefen auf dem Grase. Als aber der Prinz eingeschlafen war, da schlich sich das Mädchen weg und schlief an einer anderen Stelle, und kehrte erst kurz vor Tagesanbruch an seinen Platz zurück. Als sie aufgestanden waren, untersuchte der Prinz die Plätze und sah, daß der, wo die Prinzessin gelegen, grüner war als der seinige. Und bei seiner Rückkehr gestand er dies seiner Mutter und diese erwiderte: „Hab ich Dir's nicht gesagt, daß es ein Mann sei!“ Er aber blieb bei seiner Meinung.

Als nun das Mädchen Abschied nahm, um in sein Reich zurückzukehren, und aus der Stadt herausgeritten

war, da rief es: „Ein Mädchen im Kriege! Als Mädchen bin ich in den Krieg gezogen, zur Schande des Esels vom König.“ Als das der Prinz hörte, sagte er zu seiner Mutter: „Siehst Du, Mutter, daß ich Recht hatte und daß es ein Mädchen war! Aber ich will hinziehen in ihr Reich und sie zur Frau nehmen.“

Der Prinz zog also alte Kleider an, kaufte sich eine Anzahl Spindeln, Kunkeln und Halsbänder, gieng nach der Stadt der Prinzessin und bot seine Waren feil, indem er schrie: „Spindeln, Kunkeln, Halsbänder für den goldenen Zahn!“ — denn er wußte, daß die Prinzessin einen Zahn verloren und dafür einen goldenen eingesetzt hatte. Als das die Mägde der Prinzessin hörten, sprachen sie zu ihr: „Hörst Du nicht, Herrin, was dieser Pumpe ruft?“

„Lafst ihn schreien!“ antwortete diese. — „Wollen wir denn nichts von ihm kaufen?“ — „Kauft was Ihr wollt!“

Als sie nun den Krämer heraufgerufen, fragte ihn die Prinzessin: „Wie viel Thaler er für ein Halsband verlange?“ Der aber antwortete: „Ich verlange kein Geld, sondern ein Maß voll Erbsen!“ Als das die Mägde hörten, lachten sie laut. Die Prinzessin aber befahl, ihm die Erbsen zu geben. Und wie er sie nun in den Sack schütten wollte, ließ er sie auf die Erde fallen und setzte sich dann hin, um sie Stück für Stück aufzulesen, bis es Nacht wurde. Da sprachen die Mägde: „Warum hast Du uns nicht um ein anderes Maß voll Erbsen gebeten, statt hier zu sitzen und die aufzulesen?“ — „Nein, das geht nicht,“ sagte dieser, „denn es ist

mein erster Handel. Statt dessen aber bitte ich Euch, mir ein Kämmerchen zu zeigen, wo ich die Nacht schlafen kann.“

Die Mägde giengen zur Prinzessin und erhielten von ihr die Erlaubnis dazu. Da legte sich der Prinz auf die Pauer und entdeckte so den Ort, wo die Schlüssel lagen, mit denen die Prinzessin eingesperrt wurde.

Und in der Nacht nahm er die Schlüssel, öffnete das Schlafgemach, warf ein Schlafkraut über die Prinzessin, das er deshalb bei sich führte, nahm sie auf die Schultern und trug sie in seine Heimat.

Als die Prinzessin erwachte, fand sie sich an einem fremden Orte und sprach drei Jahre lang gar nichts. Da verlor die Mutter des Prinzen endlich die Geduld und sagte: „Du bist wirklich ein Narr, daß Du so einen weiten Weg gemacht und so viel ausgestanden hast, um Dir eine stumme Frau zu holen! Werde doch endlich klug; laß sie sitzen und nimm Dir eine andere.“ Sie stellten also eine große Hochzeit an und als es zur Trauung des neuen Brautpaares gieng und alle Gäste Kerzen hielten, gaben sie der Stummen auch eine, und wie die Feier zu Ende war, warf sie die Kerze nicht weg gleich den anderen, sondern behielt sie in der Hand und alle Welt sagte zu ihr: „Du verbrennst Deine Hand, Stumme!“ Sie aber that, als hörte sie es nicht. Da kam der Bräutigam selbst und sagte zu ihr: „Stumme, Du verbrennst Dir die Hand!“ Sie aber that, als hörte sie es nicht. Darauf sprach der Bräutigam: „Laßst auch die Braut ihr zureden.“ Und die Braut sprach: „Stumme, Du verbrennst Dir die Hand!“ Da rief diese plötzlich: „Stumm sollst Du selbst

werden, und dahin gehen, wo Du hergekommen bist! Ich habe zum Prinzen ein Wort gesprochen und bin deswegen drei Jahre stumm gewesen und Du, Braut, hast noch die Krone auf und schiltst mich eine Stumme?“ Als der Prinz hörte, daß die Stumme wieder sprach, da verließ er die neue Braut und nahm die alte und lebte mit ihr glücklich und in Freuden noch viele, viele Jahre lang. . . .“

Von den weiteren Stufen poetisch schaffender Phantasie, wie sie bei den Culturvölkern über das Märchen hinaus vorkommen, ist bei den Albanesen nur das Lied anzutreffen; denn aus bereits oben angeführten Gründen fehlt es bei ihnen an allem, was bei den übrigen Völkern die schöne oder gelehrte Literatur ausmacht. Und selbst das Lied tritt nur in den wenigen Formen als Liebes-, Räuber- und Klagesied auf.

Die Liebeslieder (Daschurje) sind immer auf einen bestimmten Vorfall oder auf eine Person gedichtet, haben zumeist die Form von Spott- und Neckliedern in monologischer oder dialogischer Form und erinnern zuweilen sogar an das österreichische „Schnadahüpfel“. Im nachfolgenden eine Probe mit wortgetreuer Übersetzung:

Moj e holla si ljastari,
Mädchen, schlank wie ein Sproß,
E barda si tjeħribari,
Und weiß wie Bernstein,
Ljesch te tat si telj' jongari,
Deine Haare (sind) wie Zithersaiten,
Era trendeline mallji.
Dein Duft (wie) Bergmelissen.

Als Probe der Räuberlieder (Hajduterje) oder Kriegslieder diene Folgendes:

S' me ljene, moj nenne, s'me ljene;
Sie lassen mich nicht, liebe Mutter, sie lassen mich nicht;
Schkemben e Gorizes m'a kane sene.
Den Fels von Goriza haben sie mir besetzt.
M'a kane sene e m'a kane priture;
Sie haben mich ergriffen und haben mich erwartet;
Kofsche mbe kofsche jam goditure,
An der Seite bin ich verwundet,
Se tsch' jam goditure ndenne stjetule,
Denn wie bin ich verwundet unter der Schulter,
Se tsch' jam goditure schemtuare!
Wie bin ich verwundet und geschlagen!
E s'e bessoig, per te schpetuare.
Und ich glaube nicht, daß ich davonkomme.

Eine Eigenart bilden auch die Klagelieder (Ljigjeja), welche in der Regel nach dem Hinscheiden eines Angehörigen der Familie von den Mädchen und Weibern angestimmt werden. Sie bestehen aus Solopartien und Chören und werden ungefähr in folgender Weis: ausgeführt: Die Stimme eines der Klageweiber beginnt und klagt mit lang gezogenem Tone, immer auf derselben Note bleibend, ihren Schmerz in gebundener oder ungebundener Rede, z. B.: „O! Du mein einziges Kind, warum hast Du uns verlassen?“ Hierauf geht der Ton in die höhere Quart oder Quint über und beginnt ein Distichon in gebundener Rede, in welches auf ein Zeichen mit der Hand der Chor der übrigen Frauen an entsprechender Stelle einfällt, nach dessen Beendigung wieder die Solostimme, in den früheren Ton zurückfallend, fort-

Klagt: „Dein Vater, der in der Fremde ist, wird zurückkehren.“ Hierauf folgt wieder der Chor des früheren Distichons und dann wieder der Klageruf, etwa: „Er wird nach Dir fragen und Dich nicht finden,“ u. s. w. Nach mehreren solchen Abwechslungen, wobei oft der Erlebnisse der Verstorbenen gedacht wird, unterbricht eine der Frauen durch ein Handzeichen die Klagende und übernimmt die Solostimme, wobei sie gewöhnlich auch das Distichon des Chorgesanges wechselt, mitunter auch neue Disticha erfindet. Hier eine Probe solchen Klagegesanges zum Andenken einer verstorbenen jungen Frau:

E mire e purteke e arte,
 Schöne, goldene Gerte,
 Si sonjate e kasabase.
 Wie die Frauen der Stadt.
 Moj' e bukura preij nurit,
 O! Schöne von Gesicht,
 Si thelesa maj gurit.
 Wie das Steinhuhn auf der Spitze des Felsens
 O, e tschpejta si schedjetta,
 O, Du Schnelle wie ein Weberschiffchen,
 Paje ljena nde sendutj.
 Brautscmuz zurückgelassen in der Truhe.
 Moj e hetjura si bari,
 O Du Aufgeschossene wie der Grashalm,
 E kuluara si ari . . .
 Und geläutert wie das Gold u. s. w. u. s. w.

Von den im Lande auf verstorbene Helden gedichteten Klage Liedern mögen die folgenden als Probe dienen:

Himmelskrachen, Bergesdonner!
 Es wankten die Häuser und krachten die Dächer!

Es saß drinnen der Aga auf der Gallerie und schmauchte
Tabak,

Hingestreckt auf die Decke. Oh, oh, oh!

Aga, während Du Kaffee trankst, gaben sie eine Salve auf
Dich!

Es erhob sich eines Hundes Sohn und erschoss den Aga,
Den Murtis Aga, den Edelsten und Vater des Ortes.

Oder das Lied auf Hassan Dschaku:

Hassan Dschaku, Schwertgestalt, Du fiengst Sklaven und
Sklavinnen,

Liebest die Mutter als Nonne (finderlos) zurück! . . .

Wenn Du in eine Verschanzung sprangst,

Ramst Du immer mit einem Kopf in der Hand zurück.

Und fragte der Bezier: „Wer nahm ihn?“ So hieß es:

„Hassan Dschaku, der strahlende Jüngling, der nicht zu
halten ist.

Als Du über den Markt giengst,

Erschoß Dich die ungarische Flinte.“

Und endlich noch eine Probe mit historischem Hintergrunde. Im Jahre 1831 lockte der berühmte Reschid Mehmed Pascha den größten Theil der meuternden Häuptlinge Süd-Albaniens nach Monastir, lud sie dort zum Gastmahle, ließ sie dann von Soldaten umzingeln und sammt dem Gefolge niederschließen; nur wenige retteten sich aus dem Blutbade. Auf Abbas Thane, einem der in Monastir Erschossenen, hat sich folgendes Klagelied erhalten:

Tapfere Krieger und Gefolgsmänner, wie blendet ihr aller
Augen!

Wie betrog Euch der Sadrasem und hieb Euch in Monastir
nieder!

Wer nahm Dir die lieben Waffen, Pistolen und Zatagan
und

Wer die silberne Flinte, und wer zog Dir die Schuppen-
weste aus?

Auch den Kopf hieben sie Dir ab und nahmen ihn nach
Stambul.

Dein Leib blieb ihn Monastir, Abas Thane, Du Blume!
Oh, oh, oh!

Das Bestreben, von der poetischen Schaffungsweise der Albanesen ein Bild zu geben, hat unwillkürlich zu albanesischen Citaten geführt, die ohne Zweifel bereits im Leser das Interesse für die Sprache selbst, deren Bau und Klang wachgerufen haben.

Die albanesische Sprache, deren berühmteste Durchforscher die beiden Österreicher v. Miklosich und v. Hahn sind, ist eine ebenso autochthone und durchaus originelle, wie die ethnographische Natur, Abstammung und Geschichte dieses seltsamen Volkes. Bei aller unleugbaren Selbstständigkeit eines gewissen Theiles des albanesischen Sprachschatzes gibt es vielleicht nur noch zwei Sprachen indogermanischer Abstammung, die mit fremden Elementen so bunt gemischt sind, wie die knatternde Sprache der Arnauten. Das ist ohne Zweifel eine Folge der Mannigfaltigkeit der Völker, mit denen die Albanesen politisch oder culturell verkehrt haben, obgleich sich ihr Volkscharakter sonst sehr exclusiv und ablehnend gegen jedes andere Volk verhält. Nach den bisher gepflogenen und übereinstimmenden Untersuchungen hervorragender Sprachforscher rühren die meisten Mischwörter, etwa 1000, von den Romanen her; diesen zunächst kommen griechische, slavische und türkische Einflüsse.

Schleich hat 261 albanesische Thiernamen untersucht und nach seiner Zusammenstellung befanden sich darunter: 47 rumänische, 21 italienische und altlateinische,

41 altgriechische, 38 neugriechische, 23 serbische, 16 türkische, 16 germanische, 3 macedonische, 3 illyrische, 2 messapische Wörter. Ausschließlich albanesische Wörter fand Schleich nur 30 — dann einige schallnachahmende, wie sie auch bei anderen Sprachen in ähnlicher Weise auftreten. Weitere Untersuchungen haben festgestellt, daß unter den Zeitwörtern die meisten ursprünglich albanesischen Wörter und Wurzeln vorkommen.

Was bisher die gelehrte Forschung über die albanesische Sprache zutage gefördert hat, möge im nachfolgenden in aller Kürze zusammengestellt werden.

Der Accent ruht nicht in allen Wörtern auf derselben Silbe. Oft ist es die letzte, oft die viertletzte Silbe, die am stärksten, dann aber auch lange betont wird; im letzteren Falle tritt dann die vorletzte Silbe etwas vor. Durch den Antritt einer oder mehrerer Silben wird der Accent nicht verändert. Die albanesische Sprache kennt nur zwei Geschlechter, ein männliches und ein weibliches. Es gibt wie im Deutschen bestimmte und unbestimmte Declinationsformen. Genetiv und Dativ, Nominativ und Vocativ sind stets durch dieselbe Beugungsform vertreten. Auch der bestimmten Form der Hauptwörter wird kein Artikel vorgesetzt; dagegen steht derselbe vor jedem Beiworte. In manchen Fällen erscheint der bestimmte Artikel als Suffizium (Postposition), wie dies bei der bulgarischen und rumänischen Sprache ebenfalls geschieht. Hahn hat drei Declinationsformen für das Nomen aufgestellt und findet mit denselben so ziemlich sein Auskommen.

Das Beiwort kann entweder vor oder nach dem Hauptworte stehen, doch ist letzteres gebräuchlicher. Haupt-

wort und Beiwort stimmen nur in Bezug auf die Zahl, nicht aber auch in Bezug auf den Casus und die Form überein. Der Comparativ wird durch Versetzung des Adverbiums „mehr“ gebildet, vor welches zur Bildung des Superlativs noch der Artikel tritt.

Das persönliche Fürwort wird wie im Griechischen und Lateinischen nur dann dem Zeitworte vorgesetzt, wenn auf die Person, auf welche sich das Zeitwort bezieht, ein besonderer Nachdruck gelegt wird. Die Zeitwörter zerfallen in zwei große Classen: in solche, deren Stamm mit einem Consonanten, und in solche, deren Stamm mit einem Vocal endet. Es gibt nur drei vollständige Modi: Indicativ, Conjunctiv und Imperativ; im Passiv wie im Activ treten selbständige Endungen an den Stamm heran. Das der Sprache fehlende Particip Präsens wird durch das Adverbium tuk „während“ ersetzt.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch weiter auf die interessanten und seltsamen Eigenthümlichkeiten der albanesischen Sprache eingehen, denn das müßte den beabsichtigten Rahmen dieses Buches bei weitem überschreiten. Wer sich in dieser Richtung näher orientieren will, der lese das Übrige in den Werken von Miklosich, Hahn und Dozon nach; wer aber das gesammte ältere und neuere wissenschaftliche Material nachschlagen will, um sich über das albanesische Volk in allem und jedem zu unterrichten, der halte sich an die im folgenden Verzeichnisse enthaltenen Werke, welche die gesammte, zum erstenmale vollständig zusammengestellte Bibliographie über Albanien enthalten.

7. Literatur über Albanien.

1. Barletius: — „Geschichte Skanderbegs“, lateinisch in mehreren Ausgaben.
2. — — In deutscher Übersetzung. Tübingen 1856.
3. Becker Col.: — „L'Albanie et les Albanais.“ Paris 1880.
4. Benloew L.: — „Analyse de la langue Albanaise.“ Paris 1879.
5. Bopp F.: — „Gesammte Werke. (Über das Albanesische.)“
6. Boué Ami: — „La Turquie d'Europe.“ Paris 1840.
7. — — „Recueil d'itinéraires.“ Vienne 1854.
8. — — „Geologie der europ. Türkei.“ Akademie der Wissenschaften; 1874, 49. Band.
9. Broughthon: — „Travels.“
10. Bunelli: — „Colonie straniere d'Italia.“ 1850.
11. Camarda C.: — „Saggio di grammatologia.“ Livorno 1864.
12. — — Dasselbe mit Appendice. Prato 1866.
13. Cora G.: — „Viaggio nella bassa Albania.“ Turin 1879.
14. Didier: — „Les Alban. en Italie.“ Rev. d. deux mondes. 1831.
15. Diefenbach L.: — „Völkerkunde Osteuropas.“ Darmstadt 1880.
16. Dora d'Istria: (Kolcov-Masalsky) — „Fyletia e Arbenori.“ Livorno 1867.
17. Dorsa V.: — „Studii etimol. sulla lingua alb.“ Cosenza 1862.
18. Dozon: — „Excursion en Albanie.“ Bulletin de la soc. geogr. Paris 1875.
19. — — „Manuel de la langue tchipe.“ Paris 1878.
20. — — „Essai de la gram. tchipe.“ Revue de phil. et ethn. Paris 1878.
21. Faulmann R.: — „Geschichte der Schrift.“ Wien 1880.
22. Fallmerayer: „Gesammte Schriften. (Das alban. Element.)“
23. Fligier: — „Zur Anthropologie Albaniens.“ Ausland 1879.
24. Giesecke B.: — „Ihratisch pelasgische Stämme.“ Leipzig 1858.
25. Griesebach: — „Reisen in der Türkei.“ 1839.
26. Gurkovicš G. v.: — „Bosnien u. s. Nebenländer.“ Wien 1879.
27. Hahn G. v.: — „Albanesische Studien.“ Jena 1854.
28. — — „Reise von Belgrad nach Salonich“ Wien 1861.
29. — — „Drin- und Wardar-Reise.“
30. — — „Griechische u. albanesische Märchen.“ Leipzig 1864.
31. Hammer-Purgstall: — „Gesch. des ottom. Reiches.“
32. Hecquard H.: — „La haute Albanie.“ Paris 1870.
33. Hellwald F. v.: — „Die heutige Türkei.“ Leipzig 1878.
34. Herodot: — Werke.
35. Henzet et Daumet: — „Mission archéol. de Macéd.“ Paris 1864.
36. Ibrahim Mansur Effendi: — „Mémoire sur la Grèce et l'Albanie.“ 1824.
37. Jovanović D. R.: — „Die Albanesen“ (serb.) Belgrad 1880.
38. Jubani: — „Raccolta di canti popolari alb.“ Triest 1871.

Andarjesu

39. Keane A. H.: — „Albania and the Albanians.“ In „Nature“ 1880. Nr. 559.
40. Knight E. F.: — „Albania, a narrative of recent travel.“ London 1880.
41. Kopitar: — „Die alb., walach., bulgar. Sprache.“ Wiener Jahrb. 1829.
42. Krieger: „Über die thessalische Ebene.“ Frankfurt 1858.
43. Kristoforidis: — „Albanesisches Wörterbuch.“
44. Leake W. M.: „Travels in northern Greece.“ London 1835.
45. — — „Researches in Greece.“
46. Lejean G.: — „Ethnogr. de la Turquie.“ Gotha 1861.
47. Löher F.: — „Albanesen.“ Deutsche Revue, 3. Jahrgg.
48. Makulies: „Mittheilg. aus Macedonien.“ Elberfeld 1857.
49. Miklosich F. v.: — „Albanesische Forschungen.“
50. Müller F.: — „Albanien, Rumelien und die mont. Grenze.“ Prag 1844.
51. Nicoles G.: — „De Albanensium origine.“ Göttingen 1855.
52. Paganel. — „Histoire de Skanderbeg.“ Paris 1855.
53. Plinius: — Werke III
54. Pouqueville. — „Voyage en Grèce.“ 1820.
55. Ptolomaeus: Werke II, III.
56. Rada Gir.: — „Poesie alban.“ Florenz 1877.
57. — — „Gramat. della lingua alb.“ Florenz 1871.
58. Rossi F.: — „Albanesisches Wörterbuch.“
59. Samo A. v. (Helle): — „Die Völker des osmanischen Reiches“ 1878.
60. Sar R.: — „Ethnographische Karte der Türkei.“ Wien 1878.
61. Schweiger-Verchenfeld A. v.: „Der Orient.“ Wien 1881.
62. — — „Bosnien.“ Wien 1878.
63. Schleicher A.: — „Sprachen Europas.“ Bonn 1850.
64. Spata G.: — „Studie ethnol. sulla Maced. e l'Alban.“ Palermo 1870.
65. Stier Th.: — „Über die alb. und rum. Sprache.“ Kieler Monatschrift 1854.
66. Strabo: — Werke VII.
67. Synvet A.: „Carte eth. de la population grecque.“ 1877.
68. Tomaschek W.: — „Die voroslavische Topographie der Bosna, Herzegowina, Zrna-Gora und der angrenzenden Gebiete.“ Wien 1880.
69. Virchow: — „Zur Craniologie Illyr.“ Monatschr. Berl. Akad. 1877.
70. Xylander F.: „Die Sprache d. Albanesen.“ Frankfurt 1835.
71. Wassa Effendi: — „Die Albanesen.“ Berlin 1879.
72. Zotos: — „Über Epirus.“ (in griech. Spr.). Athen 1877.
73. Zumpolides Dr.: — „Das Land und die Bewohner von Epirus.“ Im „Ausland“ 1880. Nr. 32.

275

150 X 12

300

1800 4
Inhalt.

7200

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Zur allgemeinen Orientierung | 1 |
| Nord- und Süd-Albanien | 4 |
| Ausländische Colonien | 8 |
| 2. Scutari und Umgebung | 14 |
| Die albanesischen Gebirgskämme | 19 |
| Deren Sitten und Gebräuche | 24 |
| Blawa und Gusinje | 35 |
| Dulcigno | 39 |
| Eine politische Fabel | 44 |
| 3. Nach Prisen | 48 |
| Ein Reiseabenteuer | 50 |
| Eine Militärparade | 61 |
| 4. Unter den Mirditen | 68 |
| In der Residenz Droschi | 73 |
| Die herrschende Familie | 77 |
| Ein Mirditenpfarrer | 82 |
| Der Krieg um ein Weib | 97 |
| 5. Durazzo und Mittel-Albanien | 101 |
| Arzt und Schuster | 104 |
| Beamtentypen | 107 |
| Die Ruzo-Walachen | 114 |
| Ein veraltetes Türkenstädtchen | 117 |
| Skanderbeg, der Nationalheld | 128 |
| Kampfweise der Albanesen | 136 |
| 6. Sprache und Poesie der Albanesen | 141 |
| Ein Märchen | 146 |
| Lieder | 151 |
| Bau der Sprache | 155 |
| 7. Literatur über Albanien | 158 |

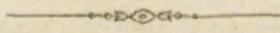




Table of Contents

| | |
|--|-----|
| I. Die Wissenschaften | 1 |
| A. Die Naturwissenschaften | 1 |
| 1. Die Physik | 1 |
| 2. Die Chemie | 2 |
| 3. Die Biologie | 3 |
| B. Die Geisteswissenschaften | 4 |
| 1. Die Philosophie | 4 |
| 2. Die Geschichte | 5 |
| 3. Die Literaturwissenschaft | 6 |
| 4. Die Kunstgeschichte | 7 |
| 5. Die Archäologie | 8 |
| 6. Die Ethnologie | 9 |
| 7. Die Soziologie | 10 |
| 8. Die Psychologie | 11 |
| 9. Die Pädagogik | 12 |
| 10. Die Rechtswissenschaft | 13 |
| 11. Die Medizin | 14 |
| 12. Die Veterinärmedizin | 15 |
| 13. Die Pharmazie | 16 |
| 14. Die Zahnmedizin | 17 |
| 15. Die Augenheilkunde | 18 |
| 16. Die Ohrenheilkunde | 19 |
| 17. Die Hals-Nasen-Ohrenheilkunde | 20 |
| 18. Die Dermatologie | 21 |
| 19. Die Gynäkologie | 22 |
| 20. Die Geburtshilfe | 23 |
| 21. Die Kinderheilkunde | 24 |
| 22. Die Geriatrie | 25 |
| 23. Die Neurologie | 26 |
| 24. Die Psychiatrie | 27 |
| 25. Die Forensische Medizin | 28 |
| 26. Die Rechtsmedizin | 29 |
| 27. Die Toxikologie | 30 |
| 28. Die Mikrobiologie | 31 |
| 29. Die Infektionskrankheiten | 32 |
| 30. Die Immunologie | 33 |
| 31. Die Onkologie | 34 |
| 32. Die Palliativmedizin | 35 |
| 33. Die Schmerztherapie | 36 |
| 34. Die Palliative Care | 37 |
| 35. Die Hospizbewegung | 38 |
| 36. Die Sterbehilfe | 39 |
| 37. Die Euthanasie | 40 |
| 38. Die Organtransplantation | 41 |
| 39. Die Stammzelltherapie | 42 |
| 40. Die Gentherapie | 43 |
| 41. Die Klonierung | 44 |
| 42. Die Bioethik | 45 |
| 43. Die Medizinethik | 46 |
| 44. Die Bioethik und die Medizin | 47 |
| 45. Die Bioethik und die Gesellschaft | 48 |
| 46. Die Bioethik und die Politik | 49 |
| 47. Die Bioethik und die Religion | 50 |
| 48. Die Bioethik und die Philosophie | 51 |
| 49. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 52 |
| 50. Die Bioethik und die Soziologie | 53 |
| 51. Die Bioethik und die Psychologie | 54 |
| 52. Die Bioethik und die Pädagogik | 55 |
| 53. Die Bioethik und die Kunst | 56 |
| 54. Die Bioethik und die Literatur | 57 |
| 55. Die Bioethik und die Geschichte | 58 |
| 56. Die Bioethik und die Philosophie | 59 |
| 57. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 60 |
| 58. Die Bioethik und die Soziologie | 61 |
| 59. Die Bioethik und die Psychologie | 62 |
| 60. Die Bioethik und die Pädagogik | 63 |
| 61. Die Bioethik und die Kunst | 64 |
| 62. Die Bioethik und die Literatur | 65 |
| 63. Die Bioethik und die Geschichte | 66 |
| 64. Die Bioethik und die Philosophie | 67 |
| 65. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 68 |
| 66. Die Bioethik und die Soziologie | 69 |
| 67. Die Bioethik und die Psychologie | 70 |
| 68. Die Bioethik und die Pädagogik | 71 |
| 69. Die Bioethik und die Kunst | 72 |
| 70. Die Bioethik und die Literatur | 73 |
| 71. Die Bioethik und die Geschichte | 74 |
| 72. Die Bioethik und die Philosophie | 75 |
| 73. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 76 |
| 74. Die Bioethik und die Soziologie | 77 |
| 75. Die Bioethik und die Psychologie | 78 |
| 76. Die Bioethik und die Pädagogik | 79 |
| 77. Die Bioethik und die Kunst | 80 |
| 78. Die Bioethik und die Literatur | 81 |
| 79. Die Bioethik und die Geschichte | 82 |
| 80. Die Bioethik und die Philosophie | 83 |
| 81. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 84 |
| 82. Die Bioethik und die Soziologie | 85 |
| 83. Die Bioethik und die Psychologie | 86 |
| 84. Die Bioethik und die Pädagogik | 87 |
| 85. Die Bioethik und die Kunst | 88 |
| 86. Die Bioethik und die Literatur | 89 |
| 87. Die Bioethik und die Geschichte | 90 |
| 88. Die Bioethik und die Philosophie | 91 |
| 89. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 92 |
| 90. Die Bioethik und die Soziologie | 93 |
| 91. Die Bioethik und die Psychologie | 94 |
| 92. Die Bioethik und die Pädagogik | 95 |
| 93. Die Bioethik und die Kunst | 96 |
| 94. Die Bioethik und die Literatur | 97 |
| 95. Die Bioethik und die Geschichte | 98 |
| 96. Die Bioethik und die Philosophie | 99 |
| 97. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 100 |
| 98. Die Bioethik und die Soziologie | 101 |
| 99. Die Bioethik und die Psychologie | 102 |
| 100. Die Bioethik und die Pädagogik | 103 |
| 101. Die Bioethik und die Kunst | 104 |
| 102. Die Bioethik und die Literatur | 105 |
| 103. Die Bioethik und die Geschichte | 106 |
| 104. Die Bioethik und die Philosophie | 107 |
| 105. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 108 |
| 106. Die Bioethik und die Soziologie | 109 |
| 107. Die Bioethik und die Psychologie | 110 |
| 108. Die Bioethik und die Pädagogik | 111 |
| 109. Die Bioethik und die Kunst | 112 |
| 110. Die Bioethik und die Literatur | 113 |
| 111. Die Bioethik und die Geschichte | 114 |
| 112. Die Bioethik und die Philosophie | 115 |
| 113. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 116 |
| 114. Die Bioethik und die Soziologie | 117 |
| 115. Die Bioethik und die Psychologie | 118 |
| 116. Die Bioethik und die Pädagogik | 119 |
| 117. Die Bioethik und die Kunst | 120 |
| 118. Die Bioethik und die Literatur | 121 |
| 119. Die Bioethik und die Geschichte | 122 |
| 120. Die Bioethik und die Philosophie | 123 |
| 121. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 124 |
| 122. Die Bioethik und die Soziologie | 125 |
| 123. Die Bioethik und die Psychologie | 126 |
| 124. Die Bioethik und die Pädagogik | 127 |
| 125. Die Bioethik und die Kunst | 128 |
| 126. Die Bioethik und die Literatur | 129 |
| 127. Die Bioethik und die Geschichte | 130 |
| 128. Die Bioethik und die Philosophie | 131 |
| 129. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 132 |
| 130. Die Bioethik und die Soziologie | 133 |
| 131. Die Bioethik und die Psychologie | 134 |
| 132. Die Bioethik und die Pädagogik | 135 |
| 133. Die Bioethik und die Kunst | 136 |
| 134. Die Bioethik und die Literatur | 137 |
| 135. Die Bioethik und die Geschichte | 138 |
| 136. Die Bioethik und die Philosophie | 139 |
| 137. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 140 |
| 138. Die Bioethik und die Soziologie | 141 |
| 139. Die Bioethik und die Psychologie | 142 |
| 140. Die Bioethik und die Pädagogik | 143 |
| 141. Die Bioethik und die Kunst | 144 |
| 142. Die Bioethik und die Literatur | 145 |
| 143. Die Bioethik und die Geschichte | 146 |
| 144. Die Bioethik und die Philosophie | 147 |
| 145. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 148 |
| 146. Die Bioethik und die Soziologie | 149 |
| 147. Die Bioethik und die Psychologie | 150 |
| 148. Die Bioethik und die Pädagogik | 151 |
| 149. Die Bioethik und die Kunst | 152 |
| 150. Die Bioethik und die Literatur | 153 |
| 151. Die Bioethik und die Geschichte | 154 |
| 152. Die Bioethik und die Philosophie | 155 |
| 153. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 156 |
| 154. Die Bioethik und die Soziologie | 157 |
| 155. Die Bioethik und die Psychologie | 158 |
| 156. Die Bioethik und die Pädagogik | 159 |
| 157. Die Bioethik und die Kunst | 160 |
| 158. Die Bioethik und die Literatur | 161 |
| 159. Die Bioethik und die Geschichte | 162 |
| 160. Die Bioethik und die Philosophie | 163 |
| 161. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 164 |
| 162. Die Bioethik und die Soziologie | 165 |
| 163. Die Bioethik und die Psychologie | 166 |
| 164. Die Bioethik und die Pädagogik | 167 |
| 165. Die Bioethik und die Kunst | 168 |
| 166. Die Bioethik und die Literatur | 169 |
| 167. Die Bioethik und die Geschichte | 170 |
| 168. Die Bioethik und die Philosophie | 171 |
| 169. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 172 |
| 170. Die Bioethik und die Soziologie | 173 |
| 171. Die Bioethik und die Psychologie | 174 |
| 172. Die Bioethik und die Pädagogik | 175 |
| 173. Die Bioethik und die Kunst | 176 |
| 174. Die Bioethik und die Literatur | 177 |
| 175. Die Bioethik und die Geschichte | 178 |
| 176. Die Bioethik und die Philosophie | 179 |
| 177. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 180 |
| 178. Die Bioethik und die Soziologie | 181 |
| 179. Die Bioethik und die Psychologie | 182 |
| 180. Die Bioethik und die Pädagogik | 183 |
| 181. Die Bioethik und die Kunst | 184 |
| 182. Die Bioethik und die Literatur | 185 |
| 183. Die Bioethik und die Geschichte | 186 |
| 184. Die Bioethik und die Philosophie | 187 |
| 185. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 188 |
| 186. Die Bioethik und die Soziologie | 189 |
| 187. Die Bioethik und die Psychologie | 190 |
| 188. Die Bioethik und die Pädagogik | 191 |
| 189. Die Bioethik und die Kunst | 192 |
| 190. Die Bioethik und die Literatur | 193 |
| 191. Die Bioethik und die Geschichte | 194 |
| 192. Die Bioethik und die Philosophie | 195 |
| 193. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 196 |
| 194. Die Bioethik und die Soziologie | 197 |
| 195. Die Bioethik und die Psychologie | 198 |
| 196. Die Bioethik und die Pädagogik | 199 |
| 197. Die Bioethik und die Kunst | 200 |
| 198. Die Bioethik und die Literatur | 201 |
| 199. Die Bioethik und die Geschichte | 202 |
| 200. Die Bioethik und die Philosophie | 203 |
| 201. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 204 |
| 202. Die Bioethik und die Soziologie | 205 |
| 203. Die Bioethik und die Psychologie | 206 |
| 204. Die Bioethik und die Pädagogik | 207 |
| 205. Die Bioethik und die Kunst | 208 |
| 206. Die Bioethik und die Literatur | 209 |
| 207. Die Bioethik und die Geschichte | 210 |
| 208. Die Bioethik und die Philosophie | 211 |
| 209. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 212 |
| 210. Die Bioethik und die Soziologie | 213 |
| 211. Die Bioethik und die Psychologie | 214 |
| 212. Die Bioethik und die Pädagogik | 215 |
| 213. Die Bioethik und die Kunst | 216 |
| 214. Die Bioethik und die Literatur | 217 |
| 215. Die Bioethik und die Geschichte | 218 |
| 216. Die Bioethik und die Philosophie | 219 |
| 217. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 220 |
| 218. Die Bioethik und die Soziologie | 221 |
| 219. Die Bioethik und die Psychologie | 222 |
| 220. Die Bioethik und die Pädagogik | 223 |
| 221. Die Bioethik und die Kunst | 224 |
| 222. Die Bioethik und die Literatur | 225 |
| 223. Die Bioethik und die Geschichte | 226 |
| 224. Die Bioethik und die Philosophie | 227 |
| 225. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 228 |
| 226. Die Bioethik und die Soziologie | 229 |
| 227. Die Bioethik und die Psychologie | 230 |
| 228. Die Bioethik und die Pädagogik | 231 |
| 229. Die Bioethik und die Kunst | 232 |
| 230. Die Bioethik und die Literatur | 233 |
| 231. Die Bioethik und die Geschichte | 234 |
| 232. Die Bioethik und die Philosophie | 235 |
| 233. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 236 |
| 234. Die Bioethik und die Soziologie | 237 |
| 235. Die Bioethik und die Psychologie | 238 |
| 236. Die Bioethik und die Pädagogik | 239 |
| 237. Die Bioethik und die Kunst | 240 |
| 238. Die Bioethik und die Literatur | 241 |
| 239. Die Bioethik und die Geschichte | 242 |
| 240. Die Bioethik und die Philosophie | 243 |
| 241. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 244 |
| 242. Die Bioethik und die Soziologie | 245 |
| 243. Die Bioethik und die Psychologie | 246 |
| 244. Die Bioethik und die Pädagogik | 247 |
| 245. Die Bioethik und die Kunst | 248 |
| 246. Die Bioethik und die Literatur | 249 |
| 247. Die Bioethik und die Geschichte | 250 |
| 248. Die Bioethik und die Philosophie | 251 |
| 249. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 252 |
| 250. Die Bioethik und die Soziologie | 253 |
| 251. Die Bioethik und die Psychologie | 254 |
| 252. Die Bioethik und die Pädagogik | 255 |
| 253. Die Bioethik und die Kunst | 256 |
| 254. Die Bioethik und die Literatur | 257 |
| 255. Die Bioethik und die Geschichte | 258 |
| 256. Die Bioethik und die Philosophie | 259 |
| 257. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 260 |
| 258. Die Bioethik und die Soziologie | 261 |
| 259. Die Bioethik und die Psychologie | 262 |
| 260. Die Bioethik und die Pädagogik | 263 |
| 261. Die Bioethik und die Kunst | 264 |
| 262. Die Bioethik und die Literatur | 265 |
| 263. Die Bioethik und die Geschichte | 266 |
| 264. Die Bioethik und die Philosophie | 267 |
| 265. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 268 |
| 266. Die Bioethik und die Soziologie | 269 |
| 267. Die Bioethik und die Psychologie | 270 |
| 268. Die Bioethik und die Pädagogik | 271 |
| 269. Die Bioethik und die Kunst | 272 |
| 270. Die Bioethik und die Literatur | 273 |
| 271. Die Bioethik und die Geschichte | 274 |
| 272. Die Bioethik und die Philosophie | 275 |
| 273. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 276 |
| 274. Die Bioethik und die Soziologie | 277 |
| 275. Die Bioethik und die Psychologie | 278 |
| 276. Die Bioethik und die Pädagogik | 279 |
| 277. Die Bioethik und die Kunst | 280 |
| 278. Die Bioethik und die Literatur | 281 |
| 279. Die Bioethik und die Geschichte | 282 |
| 280. Die Bioethik und die Philosophie | 283 |
| 281. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 284 |
| 282. Die Bioethik und die Soziologie | 285 |
| 283. Die Bioethik und die Psychologie | 286 |
| 284. Die Bioethik und die Pädagogik | 287 |
| 285. Die Bioethik und die Kunst | 288 |
| 286. Die Bioethik und die Literatur | 289 |
| 287. Die Bioethik und die Geschichte | 290 |
| 288. Die Bioethik und die Philosophie | 291 |
| 289. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 292 |
| 290. Die Bioethik und die Soziologie | 293 |
| 291. Die Bioethik und die Psychologie | 294 |
| 292. Die Bioethik und die Pädagogik | 295 |
| 293. Die Bioethik und die Kunst | 296 |
| 294. Die Bioethik und die Literatur | 297 |
| 295. Die Bioethik und die Geschichte | 298 |
| 296. Die Bioethik und die Philosophie | 299 |
| 297. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 300 |
| 298. Die Bioethik und die Soziologie | 301 |
| 299. Die Bioethik und die Psychologie | 302 |
| 300. Die Bioethik und die Pädagogik | 303 |
| 301. Die Bioethik und die Kunst | 304 |
| 302. Die Bioethik und die Literatur | 305 |
| 303. Die Bioethik und die Geschichte | 306 |
| 304. Die Bioethik und die Philosophie | 307 |
| 305. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 308 |
| 306. Die Bioethik und die Soziologie | 309 |
| 307. Die Bioethik und die Psychologie | 310 |
| 308. Die Bioethik und die Pädagogik | 311 |
| 309. Die Bioethik und die Kunst | 312 |
| 310. Die Bioethik und die Literatur | 313 |
| 311. Die Bioethik und die Geschichte | 314 |
| 312. Die Bioethik und die Philosophie | 315 |
| 313. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 316 |
| 314. Die Bioethik und die Soziologie | 317 |
| 315. Die Bioethik und die Psychologie | 318 |
| 316. Die Bioethik und die Pädagogik | 319 |
| 317. Die Bioethik und die Kunst | 320 |
| 318. Die Bioethik und die Literatur | 321 |
| 319. Die Bioethik und die Geschichte | 322 |
| 320. Die Bioethik und die Philosophie | 323 |
| 321. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 324 |
| 322. Die Bioethik und die Soziologie | 325 |
| 323. Die Bioethik und die Psychologie | 326 |
| 324. Die Bioethik und die Pädagogik | 327 |
| 325. Die Bioethik und die Kunst | 328 |
| 326. Die Bioethik und die Literatur | 329 |
| 327. Die Bioethik und die Geschichte | 330 |
| 328. Die Bioethik und die Philosophie | 331 |
| 329. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 332 |
| 330. Die Bioethik und die Soziologie | 333 |
| 331. Die Bioethik und die Psychologie | 334 |
| 332. Die Bioethik und die Pädagogik | 335 |
| 333. Die Bioethik und die Kunst | 336 |
| 334. Die Bioethik und die Literatur | 337 |
| 335. Die Bioethik und die Geschichte | 338 |
| 336. Die Bioethik und die Philosophie | 339 |
| 337. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 340 |
| 338. Die Bioethik und die Soziologie | 341 |
| 339. Die Bioethik und die Psychologie | 342 |
| 340. Die Bioethik und die Pädagogik | 343 |
| 341. Die Bioethik und die Kunst | 344 |
| 342. Die Bioethik und die Literatur | 345 |
| 343. Die Bioethik und die Geschichte | 346 |
| 344. Die Bioethik und die Philosophie | 347 |
| 345. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 348 |
| 346. Die Bioethik und die Soziologie | 349 |
| 347. Die Bioethik und die Psychologie | 350 |
| 348. Die Bioethik und die Pädagogik | 351 |
| 349. Die Bioethik und die Kunst | 352 |
| 350. Die Bioethik und die Literatur | 353 |
| 351. Die Bioethik und die Geschichte | 354 |
| 352. Die Bioethik und die Philosophie | 355 |
| 353. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 356 |
| 354. Die Bioethik und die Soziologie | 357 |
| 355. Die Bioethik und die Psychologie | 358 |
| 356. Die Bioethik und die Pädagogik | 359 |
| 357. Die Bioethik und die Kunst | 360 |
| 358. Die Bioethik und die Literatur | 361 |
| 359. Die Bioethik und die Geschichte | 362 |
| 360. Die Bioethik und die Philosophie | 363 |
| 361. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 364 |
| 362. Die Bioethik und die Soziologie | 365 |
| 363. Die Bioethik und die Psychologie | 366 |
| 364. Die Bioethik und die Pädagogik | 367 |
| 365. Die Bioethik und die Kunst | 368 |
| 366. Die Bioethik und die Literatur | 369 |
| 367. Die Bioethik und die Geschichte | 370 |
| 368. Die Bioethik und die Philosophie | 371 |
| 369. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 372 |
| 370. Die Bioethik und die Soziologie | 373 |
| 371. Die Bioethik und die Psychologie | 374 |
| 372. Die Bioethik und die Pädagogik | 375 |
| 373. Die Bioethik und die Kunst | 376 |
| 374. Die Bioethik und die Literatur | 377 |
| 375. Die Bioethik und die Geschichte | 378 |
| 376. Die Bioethik und die Philosophie | 379 |
| 377. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 380 |
| 378. Die Bioethik und die Soziologie | 381 |
| 379. Die Bioethik und die Psychologie | 382 |
| 380. Die Bioethik und die Pädagogik | 383 |
| 381. Die Bioethik und die Kunst | 384 |
| 382. Die Bioethik und die Literatur | 385 |
| 383. Die Bioethik und die Geschichte | 386 |
| 384. Die Bioethik und die Philosophie | 387 |
| 385. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 388 |
| 386. Die Bioethik und die Soziologie | 389 |
| 387. Die Bioethik und die Psychologie | 390 |
| 388. Die Bioethik und die Pädagogik | 391 |
| 389. Die Bioethik und die Kunst | 392 |
| 390. Die Bioethik und die Literatur | 393 |
| 391. Die Bioethik und die Geschichte | 394 |
| 392. Die Bioethik und die Philosophie | 395 |
| 393. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 396 |
| 394. Die Bioethik und die Soziologie | 397 |
| 395. Die Bioethik und die Psychologie | 398 |
| 396. Die Bioethik und die Pädagogik | 399 |
| 397. Die Bioethik und die Kunst | 400 |
| 398. Die Bioethik und die Literatur | 401 |
| 399. Die Bioethik und die Geschichte | 402 |
| 400. Die Bioethik und die Philosophie | 403 |
| 401. Die Bioethik und die Rechtswissenschaft | 404 |
| 402. Die Bioethik und die Soziologie | 405 |
| 403. Die Bioethik und die Psychologie | 406 |
| 404. Die Bioethik und die Pädagogik | 407 |
| 405. Die Bioethik und die Kunst | 408 |
| 406. Die Bioethik und die Literatur | 409 |
| 407. Die Bioethik und die Geschichte | |



